

Klaus Engert
Ökosozialismus – das geht!

Der Autor

Klaus Engert, promovierter Mediziner und Chirurg, Studium der Gesundheitswissenschaften und Gesundheitsökonomie, Auslandstätigkeit in Lateinamerika, Asien und Afrika, seit mehr als dreißig Jahren umwelt- und gesellschaftspolitisch aktiv, lebt und arbeitet in Niederbayern.

Klaus Engert

*Ökосоzialismus –
das geht!*



Reihe: isp-pocket 68

Covermotiv: „Freudenfest“
© Heinrich Koller

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-89 900-068-9

ISP

Neuer ISP Verlag GmbH Köln/Karlsruhe
Belfortstraße 7, D-76133 Karlsruhe
e-mail: Neuer.ISP.Verlag@t-online.de
Internet: www.neuerispverlag.de

Der Neue ISP Verlag ist Mitglied der assoziation Linker
Verlage (aLiVe).

Originalausgabe, März 2010
© Klaus Engert und Neuer ISP Verlag GmbH
Satz: Neuer ISP Verlag GmbH
Umschlaggestaltung: Druckcooperative, Karlsruhe
Gesamtherstellung: Druckcooperative, Karlsruhe

Alle Rechte vorbehalten. Jede Form der Verwertung ohne
Zustimmung des Autors und des Verlags ist unzulässig.

1 2 3 4 5 – 14 13 12 11 10

Inhalt

Einleitung	7
1. Haben wir noch eine Chance? – Die Ausgangssituation	11
2. Eine neue Welt? – Utopische Gesellschaftsentwürfe von Moses bis James Gurney	33
3. Ist Karl an allem schuld? – Marx, Engels und die Ökologie	55
4. Ökologie und Realsozialismus	67
5. Die Jagd nach dem Profit – Kapitalismus und Ökologie	83
6. Ökosozialismus – aber wie?	103
7. Fünf nach oder fünf vor zwölf?	127
Anmerkungen	133
Glossar	141

*Dank an
Gertrud für die kritische und unermüdliche
Unterstützung und Heinrich für das Titelbild.*

*Wir Menschen haben es mit einem globalen Notfall zu tun.
Die Erde hat jetzt Fieber. Und das Fieber steigt.*

Der frühere US-Vizepräsident Al Gore am 10. Dezember 2007 bei der Entgegennahme des Friedensnobelpreises, den er für seinen Einsatz im Kampf gegen den Klimawandel erhielt.

Einleitung

Im Januar 2008 erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, dem Sturmgeschütz des deutschen Bürgertums, ein Leitartikel, in dem angesichts der unübersehbaren krisenhaften Zuspitzung der Weltlage festgestellt wurde, dass sich die „Systemfrage“ stelle. Offensichtlich befürchtete man, dass jemand auf die „falschen“ Antworten kommen könnte, und so wurde gefordert, dass „die Eliten“ sich unbedingt als erste dieser Frage annehmen müssten, um sozusagen das Feld zu besetzen.

Der Mann hat Recht: Unsere Welt befindet sich in einer umfassenden Krise. Da ist zum einen die ökonomische Krise. Diese Krise war voraussehbar. Wir wollen uns an dieser Stelle nicht tiefgehend mit der Frage beschäftigen, ob es sich nun beispielsweise um eine Überproduktionskrise oder um eine Überakkumulationskrise handelt, und welche ökonomischen Perspektiven daraus resultieren. Wesentlich ist einzig und allein, dass wir in der tiefgreifendsten Krise des kapitalistischen Systems seit 1929 stecken. Und bis jetzt haben die bürgerlichen Ökonomen noch keinen gangbaren Weg gefunden, wie sie zu überwinden wäre. Das Problem dabei ist, dass die derzeitigen Lösungsversuche, nämlich die Produktion wieder in Gang zu bringen und Wachstum zu generieren, zwangsläufig die zweite Krise verstärken – die Klima-, oder besser die Umweltkrise.

200 Jahre Industriekapitalismus mit Raubbau an unseren natürlichen Grundlagen, unserem Planeten, haben desaströse Folgen gezeitigt: Zerstörung der grünen Lungen unserer Erde, Vergiftung der Böden und des Wassers, Luftver-

schmutzung, zunehmende Strahlenbelastung durch die Folgen der Entwicklung der Atomenergie, Verknappung der natürlichen Ressourcen und schließlich der Klimawandel mit seinen Folgen haben uns an einen Punkt gebracht, an dem ein radikaler Wandel notwendig ist, wenn wir nicht das Überleben der Spezies Mensch selbst gefährden wollen.

Jedem rational denkenden Menschen, der sich gründlich mit der derzeitigen ökonomischen und ökologischen Situation befasst, muss klar sein, dass es ein „weiter so“ nicht geben kann, sondern dass eine radikale Umsteuerung notwendig ist.

Spätestens seit dem Bericht des Club of Rome* Anfang der siebziger und den Klimavoraussagen von James Hansen** Ende der achtziger Jahre hätte jeder, der das wollte, wissen können, dass ein grundlegender Wandel nicht nur in der „Umweltpolitik“ notwendig ist. Geschehen ist so gut wie nichts. Aber das ist kein Zufall. Für eine kapitalistische Industriegesellschaft ist Nachhaltigkeit Gift. Das Konkurrenzprinzip, auf dem diese Gesellschaftsform beruht, hat die zwangsläufige Konsequenz, dass der belohnt wird, der auf die ökologischen Folgen seiner Produktion die wenigste

* *Die Grenzen des Wachstums*. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Aus dem Amerikanischen von Hans-Dieter Heck. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1972. Die zentrale Aussage des Berichtes war: Wenn die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Industrialisierung, der Umweltverschmutzung, der Nahrungsmittelproduktion und der Ausbeutung von natürlichen Rohstoffen unverändert anhält, werden die absoluten Wachstumsgrenzen auf der Erde im Laufe der nächsten hundert Jahre erreicht. Der zweite Bericht erschien 1992 und bestätigte im Wesentlichen die Schlussfolgerungen des ersten.

** James Hansen, Direktor eines wissenschaftlichen Instituts der NASA, veröffentlichte als einer der ersten 1988 eine Klimaprognose und warnte öffentlich vor den Folgen des Treibhauseffekts. Seine Ergebnisse wurden teilweise von der NASA zensiert. 2008 formulierte Hansen radikale Klimaschutzmassnahmen und kritisierte die des UN-Klimarates als zu lasch (*Süddeutsche Zeitung* vom 09.04.2008).

Rücksicht nimmt. Nachhaltigkeit ist kostenintensiv und schmälert die Profite. Und zum zweiten beruht die kapitalistische Produktionsweise auf immer währendem Wachstum. Und was diese Welt am wenigsten vertragen kann, ist (noch) mehr quantitatives Wachstum.

Wir brauchen also eine Alternative. Wie diese aussehen könnte, damit wollen wir uns im Folgenden beschäftigen. Wir nennen sie Ökosozialismus. Eine solche Gesellschaft wird sich in einem längeren Prozess herausbilden und für manche der späteren Lösungen dürfte unsere Phantasie nicht ausreichen – zu sehr sind die Menschen von ihrer heutigen Umwelt geprägt. Aber was möglich ist, ist, die Grundzüge darzustellen, nach denen ein Gemeinwesen funktionieren muss, das gleichzeitig die Bedürfnisse der Menschen erfüllt, die natürlichen Lebensgrundlagen schützt und gleiche Lebens- und Überlebensvoraussetzungen für die gesamte Menschheit schafft. „Die Eliten“ sind die letzten, von denen eine entsprechende Antwort zu erwarten wäre. Sie sind die, die das Desaster verursacht haben und sie sind die, die bei einem Systemwechsel am meisten zu verlieren haben.

Die Präsidenten von Bolivien und Venezuela, Evo Morales und Hugo Chavez, haben nach dem Debakel des „Klimamagipfels“ in Kopenhagen 2009, der einmal mehr die Unfähigkeit der herrschenden Eliten, adäquate Antworten auf die ökologische Krise zu geben, zeigte, das kapitalistische System für die bedrohliche Lage verantwortlich gemacht und einen „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ gefordert.

Nun hat ja das Wort Sozialismus im letzten Jahrhundert einen schlechten Klang bekommen, nicht nur wegen des Mangels an Demokratie und der offenen und brutalen politischen Unterdrückung anders Denkender in den sich realsozialistisch nennenden Staaten des sogenannten Ostblocks, sondern nicht zuletzt auch wegen der desaströsen Klimapolitik der Regierungen dieser Länder. Deshalb werden wir im Folgenden, nachdem wir uns zunächst mit dem Ausgangsvoraussetzungen, wie sie sich heute darstellen, beschäftigt

haben, unter anderem auch in einem kurzen Kapitel darauf eingehen, warum der so genannte Sozialismus, wie er im 20. Jahrhundert in Teilen Osteuropas, Asiens und auch in einigen anderen Ländern existierte, mit den Sozialismusvorstellungen der frühen Arbeiterbewegung nicht sehr viel zu tun hatte, und insbesondere auf die Frage, was wir aus diesen gescheiterten Versuchen lernen können und müssen.

Diese Arbeit bietet keine endgültigen Antworten und „ewigen Wahrheiten“. Sie will ein Beitrag zu der Debatte sein, die sich mit der Frage beschäftigt, welche Wege zu beschreiten sind, um gleichzeitig dem drohenden ökologischen Kollaps zu entkommen und die soziale Frage, das heißt, das Problem der Armut, der nationalen wie internationalen Ungerechtigkeit und der Umverteilung von unten nach oben lösen zu können. Das eine geht nicht ohne das andere: Soziale und ökologische Frage sind untrennbar verbunden. Die Folgen von Klimaveränderung im Besonderen und Zerstörung der Ökosphäre im Allgemeinen treffen bereits heute vorwiegend die, die auch bisher schon die Verlierer im herrschenden System waren: die Arbeitslosen und prekär Beschäftigten in Zentrum und Peripherie, die Slumbewohner der Megastädte, die Kleinbauern auf den austrocknenden Feldern Indiens, die indigenen Gemeinschaften, denen die Lebensgrundlage entzogen wird, die Bewohner der Länder, die im Wettlauf um Bodenschätze, Macht und Einfluss mit Krieg überzogen wurden. Ihnen allen ist dieses Buch gewidmet.

1. Haben wir noch eine Chance? – Die Ausgangssituation

Weit ist es gekommen. Noch nicht einmal 200 Jahre nach dem Beginn der Ära des Industriekapitalismus sind dieser Globus und seine Atmosphäre so ausgeplündert und vergiftet, dass er für Menschen und einen großen Teil der übrigen Spezies, die auf und von ihm leben, unbewohnbar zu werden droht. Das komplette Szenario des in Gang befindlichen globalen Umweltdesasters im Rahmen dieser Arbeit zu entwickeln, ist nicht möglich. Aber einige wesentliche Punkte wollen wir in diesem Kapitel kurz abhandeln, weil dies für die Entwicklung einer konsistenten Alternative notwendig ist.

Müll...

Wie rücksichtslos mit der Umwelt umgegangen wird, zeigt sich besonders an der Müllproduktion. Jeden Tag landen Tausende von Tonnen Abfall auf den Deponien und in den Müllverbrennungsanlagen. Im Jahr 2007 war jeder Bürger der Europäischen Union für 522 kg Abfall, also eine halbe Tonne pro Jahr, verantwortlich. Spitzenreiter sind dabei die Dänen mit über 800 kg, die Deutschen liegen mit 564 kg ebenfalls weit über dem Durchschnitt. Aber das ist nur die Spitze des Eisbergs: denn wir produzieren auch Abfälle, die gar nicht als solche deklariert werden. Weltweit werden zum Beispiel jedes Jahr circa zwei Milliarden Kilo an Pestiziden verwendet, die im Prinzip schlicht Abfall darstellen. Sie sind biologisch praktisch nicht abbaubar und verbleiben als chemischer Müll in der Umwelt. Laut der amerikanischen Umweltbehörde EPA entstehen bei der Herstellung der 50 wichtigsten Produkte der chemischen Industrie 242

Milliarden Kilo Gifte und andere gefährliche Substanzen.¹ In die Umwelt gelangen also nicht nur der Müll, den wir jahrzehntelang auf Mülldeponien eingelagert haben und der eine regelrechte Zeitbombe darstellt, sondern auch die Abbauprodukte der in der Natur nicht vorkommenden chemischen Substanzen. Hinzukommen die teilweise hochgiftigen chemischen Verbindungen, die bei der bevorzugten Methode, den Müll loszuwerden, nämlich der Müllverbrennung, in die Luft geblasen werden oder in Form von hochgiftigen Filterstäuben auf Sondermülldeponien verbracht werden. In der Europäischen Union wird zwar sehr viel über Recycling geredet, Tatsache ist aber, dass beispielsweise in Frankreich 36% des Mülls verbrannt werden, in Belgien sind es sogar 47%. Diese Art der Müllvernichtung ist nicht nur deshalb völlig irrational, weil dabei Unmengen wertvoller Rohstoffe unwiederbringlich zerstört werden, sondern auch, weil bei dieser Art der Müllentsorgung einige der wirksamsten bekannten Gifte, wie z. B. das Seveso-Gift Dioxin, großflächig in der Umwelt verteilt werden.

Nun könnte man einwenden, dass in den letzten Jahren große Fortschritte beim so genannten Recycling erzielt wurden. Deutschland ist innerhalb der Europäischen Union mit 46% Recyclingquote Spitzenreiter. Aber genau das zeigt das Problem: denn die mit großem Aufwand aufgebaute Recyclingindustrie stellt für sich genommen wiederum ein großes Umweltproblem dar. Statt Müllvermeidung zu betreiben, wurde auf Druck der Industrie, nicht zuletzt der Verpackungsmittelindustrie, einfach eine weitere giftige Industriebranche geschaffen, um ungehindert so weitermachen zu können wie bisher. Und die Zahl an sogenannten „Wegwerf“- oder Einmalprodukten hat rapide zugenommen. Wir wollen das einmal an einem Beispiel betrachten: In einem Krankenhaus wurde bis vor wenigen Jahren das notwendige sterile Material und Instrumentarium gereinigt, gewaschen, resterilisiert und wiederverwendet. Inzwischen wird weitgehend mit Einmalmaterial gearbeitet, vom sterilen Abdeckmaterial bis hin zu chirurgischen Instrumenten.

Die folgende Tabelle zeigt die Müllverbrennungskapazitäten, den Anteil des Mülls, der verbrannt wird und die Zahl der Verbrennungsanlagen in Westeuropa:

Tabelle 1

Stand der Müllverbrennung in Europa

Land	Verbrennungskapazität in Mg x 10 ⁶ /Jahr	Anteil der Verbrennungen	Zahl der Verbrennungsanlagen
Österreich	0,51	-20%	3
Belgien	2,24	-35%	24
Dänemark	2,31	-75%	30
Finnland	0,07	-4%	1
Frankreich	11,33	-45%	225
Griechenland	0	–	0
Deutschland	14	-32%	59
Irland	0	–	0
Italien	1,9	-7%	28
Luxemburg	0,13	-95%	1
Niederlande	3,15	-27%	10
Norwegen	0,5	keine Daten	18
Portugal	0,5	keine Daten	2
Spanien	0,74	-5%	14
Schweden	1,86	-40%	21
Schweiz	2,84	-100%	30
Vereinigtes Königreich	3,67	-2%	31
Westeuropa gesamt	45,75	–	497
EU gesamt	42,41	–	449

Quelle: http://www.ipcc-nggip.iges.or.jp/public/gp/bgp/5_3_Waste_Incineration.pdf#search=%22incineration%20germany%22

Dabei wird als Grund oft vorgeschoben, das sei „sicherer“ für die Patienten. Allerdings gibt es keine einzige seriöse Studie, die belegen würde, dass die Komplikationsrate durch diese Umstellung wesentlich gesunken wäre. Der wahre Hintergrund ist, dass mit Dienstleistungen keine Profite zu erzielen sind. Der Ökonom Ernest Mandel hat das einmal folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Die Logik des Kapitals geht also darauf aus, brachliegendes Kapital in Dienstleistungskapital umzusetzen und gleichzeitig Dienstleistungskapital durch produktives Kapital, d. h., Dienstleistungen durch Waren zu ersetzen.“² Das heißt, dass die Umstellung auf Einmalmaterial, Einmalverpackungen und so genannte Wegwerfprodukte ausschließlich auf der Suche des Kapitals nach neuen Profitquellen beruht. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Auch der legale wie illegale „Mülltourismus“ trägt zur Vergiftung der Umwelt bei: Im Jahr 2008 veröffentlichte Greenpeace die Studie „Poisoning the Poor – Electronic Waste in Ghana“. Mit detektivischen Methoden wiesen sie nach, dass trotz Exportverbot riesige Mengen Elektronikschrott aus den Industrieländern in Ghana (und anderen sog. Drittweltländern) landen:

„Greenpeace hatte in diesem Jahr zwei zugängliche Schrottplätze in Ghana untersucht, einen davon in der Hauptstadt Accra. Wie sich herausstellte, wahre Giftmülldeponien. Erd- und Sedimentsproben ergaben eine teuflische Mischung aus Blei, Kadmium, chlorierten Dioxinen und anderen hochgiftigen Chemikalien. Ähnliche Giftmischungen hatte Greenpeace bereits zuvor auf Plätzen in China und Indien nachgewiesen.“³

Direkt betroffen sind hauptsächlich Kinder, die auf den Deponien den Schrott zerlegen und die Isolierungen offen verbrennen, um das gewonnene Metall an Schrotthändler für Pfennigbeträge verkaufen zu können. 750.000 Tonnen Elektrogeräte landen allein in Deutschland pro Jahr auf dem Müll. 2005 wurden Gesetze erlassen, die die Entsorgung regeln, die Rohstoffe retten und Giftstoffe minimieren

sollen. Der Export wurde verboten. Allerdings wird weniger als ein Drittel des anfallenden Elektroschrotts wirklich ordnungsgemäß entsorgt, schätzt man beim Bundesverband für Sekundärrohstoffe und Entsorgung laut dem *Tagesspiegel*. Stattdessen wird der billige Weg gewählt: die Firmen deklarieren den Elektroschrott als Gebrauchtware und exportieren ihn nach Indien, China und Westafrika.⁴

Rohstoffe...

Nun sind die Ressourcen dieses Globus endlich. Bereits jetzt gehen bestimmte Rohstoffe bedenklich zur Neige, die Förderung wird immer komplizierter und gefährlicher. Auch hier nur ein kleines Beispiel: in Südafrika, einem traditionellen Goldlieferanten, wird bereits in mehr als 3.000 Meter Tiefe geschürft, bei einer Temperatur von 28°, das Gestein hat sogar Temperaturen bis 56°, so dass die Schächte gekühlt werden müssen, damit überhaupt noch jemand dort arbeiten kann. Und die Ausbeute wird immer geringer: ein Ertrag von 10 Gramm Gold pro Tonne gilt schon als guter Wert. In der Nähe von Carletonville wird derzeit eine alte Abraumhalde noch einmal durch den Schredder gejagt. Sie ist 36 Meter hoch und 530.000 m² groß. Die Firma erhofft sich aus den 24 Millionen Tonnen Abraum einen Ertrag von 6 t Gold.⁵

Bei anderen Rohstoffen verhält es sich ähnlich. Was die derzeit wesentlichen Reserven für die Energiegewinnung betrifft, so werden die förderbaren Reserven an Natururan noch 40 Jahre reichen, das Erdgas 64 Jahre, das Öl 40 Jahre und Stein- und Braunkohle, also die schmutzigsten Energieträger, noch ca. 200 Jahre.⁶

Während man allerdings die letzteren durch erneuerbare Quellen ersetzen kann, ist das bei anderen Rohstoffen nicht so. Und trotzdem wird so agiert, als seien die Ressourcen dieses Globus unendlich.

Tabelle 2
**Förderung und Reichweite für Reserven
 und Ressourcen**

	in 1.000 Tonnen			Reichweite in Jahren	
	Förderung	Reserven	Ressourcen	Reserven	Ressourcen
Antimon	113	1.800	>3.900	16	>35
Germanium	0,09	0,45	>0,5	5	>6
Gold	2,43	42	>90	17	>37
Indium	0,41	2,8	>6	7	>15
Silber	19,7	270	>570	14	>29
Zinn	260	6.100	>11.000	23	>42

Quelle: RWI 2005

Es kommt hinzu, dass die Jagd nach den letzten Reserven immer umweltzerstörerischere Formen annimmt. Die Förderung der Ölsandvorkommen in Kanada zum Beispiel, die erst durch den wegen der Verknappung gestiegenen Ölpreis rentabel wurde, stellt ein geplantes gigantisches Umweltde-saster dar. Auf einer Fläche doppelt so groß wie Bayern wird im Tagebau gefördert und an Ort und Stelle raffiniert. Da das Öl aus dem Sand extrahiert werden muss, ist die Förderung extrem energieintensiv und schmutzig. Kanada hatte sich im Kyoto-Protokoll verpflichtet, seinen Treibhausgasausstoß bis 2012 um 6 Prozent zu verringern. Dank der Ölsandförderung stieg stattdessen bis 2002 der Ausstoß um 24%. Denn fast die Hälfte der Energie, die das geförderte Öl zu liefern in der Lage ist, wird für Förderung und Raffinierung gebraucht, von dem gigantischen Wasserverbrauch ganz abgesehen, denn die begehrten Kohlenwasserstoffe müssen mit Einsatz von Wasserdampf extrahiert werden. Für diese Ölsandförderung wurden riesige boreale Waldregionen und Moore vernichtet, Flüsse und Seen verschmutzt, zurück bleibt eine Wüste.⁷

Und die weltweite Jagd nach den immer knapper werdenden Rohstoffen ist auch einer der Gründe für die zahlreichen Kriege – nicht nur um das Öl. Im Kongo finanzieren die verschiedenen bewaffneten Banden ihre Waffen mit den Bodenschätzen und die internationalen Konzerne halten das Geschäft in Gang. Der Kongo hat z. B. die weltweit größten Lagerstätten für Coltan. Aus diesem Erz werden Columbit und Tantal gewonnen, die die internationale Elektronikindustrie unter anderem für die Produktion von Handys braucht. Der Krieg im Ostkongo ist ein Krieg um die Bodenschätze: das Nachbarland Ruanda eroberte die 27-fache Fläche des eigenen Staates im Ostkongo und bekam damit Zugriff auf 70 Prozent der Coltan-Reserven. In einem Bericht zur Ausbeutung des Kongo stellte die UNO bereits vor Jahren fest, dass kriminelle „Elite-Netzwerke“, die sich aus Soldaten, Politikern und Geschäftsleuten zusammensetzen, das Land systematisch ausschachten. Im Jahr 2001 soll Ruanda fast eine Viertelmilliarde Dollar am kongolesischem Coltan verdient haben. Der Erzsand wurde von Ruanda aus von den Fluggesellschaften Sabena und Swissair von Kigali nach Europa geflogen.⁸ Zurück bleiben im Kongo aufgrund des völlig unregulierten und radikalen Abbaus zerstörte Waldgebiete, die Bevölkerung ist permanent bedroht und/oder auf der Flucht, der Lebensraum der dort lebenden Gorillas wurde vernichtet – von den sonstigen Umweltschäden einmal ganz abgesehen.⁹

Und der Kongo ist kein Einzelfall. Je knapper die Bodenschätze werden, desto skrupelloser und gewalttätiger ist der Kampf um ihre Kontrolle. Und die internationalen Unternehmen, die die Rohstoffe brauchen, interessiert es nicht, welche Folgen der Raubbau hinterlässt und es interessiert sie auch nicht, dass die einheimische Bevölkerung so gut wie nichts von den Reichtümern abbekommt. Im Kongo, von seinen Bodenschätzen her eines der reichsten Länder der Welt, liegt das durchschnittliche Jahreseinkommen bei knapp 100 Dollar.

Artensterben...

1985 prägte der Amerikaner W. G. Rosen den Begriff der Biodiversität. Er versteht darunter nicht nur die Vielfalt der Arten, sondern auch die (genetische) Vielfalt innerhalb der Arten und die Vielfältigkeit der Ökosysteme. Diese Vielfalt ist die Grundlage für neue Arten, für Anpassungsfähigkeit, kurz: notwendig zum langfristigen Überleben.

Nach allen bisherigen Erkenntnissen verschwand in prähistorischen Zeiten alle 2-3.000 Jahre eine Art. In den letzten 300 Jahren allerdings geschah dies alle 10 Jahre, und aktuell geht allein in Deutschland jedes Jahr eine Pflanzen- und Tierart unwiederbringlich verloren. Wenn das Artensterben in dieser Geschwindigkeit fortschreitet, werden binnen weniger Jahrzehnte 60 bis 90% der derzeitigen Tier- und Pflanzenwelt verschwunden sein.¹⁰ Die Überfischung der Meere ebenso wie die Einleitung von Schadstoffen haben zu einem dramatischen Rückgang der Fischpopulationen geführt, und 2002 stand die Ostsee beispielsweise vor dem biologischen „Umkippen“. Es wurde im Sommer 2002 an den meisten Messstationen der Ostseeanrainer ein Gehalt von durchschnittlich nur noch 0.3 Milligramm Sauerstoff je Liter Wasser festgestellt. Unter zwei Milligramm leiden die Fische unter Atemnot, einige Regionen gelten schon jetzt als biologisch so gut wie tot.¹¹ Laut der Roten Liste der Weltnaturschutzunion IUCN von 2007 sind 25% der Säugetierarten vom Aussterben bedroht, von den Amphibien ein Drittel, bei den Pflanzenarten 70 Prozent und bei den Vogelarten ist jede achte Art akut in Gefahr.

Tabelle 3
Bedrohte Arten weltweit

Gruppe	Anzahl beschriebener Arten	davon bedroht (in Prozent)
Nacktsamer	1.021	32%
Amphibien	6.433	29%
Säugetiere	5.490	21%
Vögel	9.998	12%

Quelle: IUCN (International Union for Conservation of Nature and Natural Resources), Stand 2007; dargestellt sind die bisher am vollständigsten evaluierten Tierarten.

Und das ist nicht nur deswegen so alarmierend, weil unsere Welt dadurch immer weniger bunt und interessant wird. Die genetische Vielfalt ist für den Menschen überlebenswichtig. Zum einen sind alle heute verwendeten Nutzpflanzen Züchtungen – oder in neuerer Zeit auch gentechnische Modifikationen – von Wildpflanzen. Wir brauchen auch in Zukunft diese Arten zur Auffrischung des Erbgutes und für Neuzüchtungen.

Zum zweiten stammt der größte Teil unseres Medikamentenarsenals aus pflanzlichen und tierischen Quellen: Das Penicillin aus einem Pilz, eines der Mittel gegen Mangelgeschwür von einem australischen Frosch und ein neues Mittel gegen Malaria (Artemisinin) aus einer chinesischen Abart des guten alten Küchenkrauts Beifuß.

Und zum dritten gerät mit dem Artensterben das ökologische Gleichgewicht aus der Balance. Das Ökosystem der Erde ist ein hochkomplexes Gebilde. Jeder Eingriff an der einen Stelle generiert eine unübersehbare und unberechenbare Anzahl von Folgewirkungen anderswo, die jeweils von den entsprechenden Wissenschaftlern, wenn überhaupt, erst im Nachhinein mühsam festgestellt und erforscht werden – wenn nämlich unerwünschte Folgewirkungen unseres Um-

gangs mit der Natur sichtbar werden. Genauso wenig, wie wir derzeit auch nur annähernd alle auf der Welt vorhandenen Lebewesen kennen, wissen wir über die Wechselwirkungen Bescheid, die beispielsweise aus dem Aussterben einer einzigen Insektenart resultieren. Und in den Fällen, in denen wir sie ansatzweise kennen, wissen wir auch, welche weitreichenden Konsequenzen das haben kann: Als 2007 in den USA bis zu 70% der Bienenpopulationen verschwanden, war das eine echte Katastrophe: etwa ein Drittel der menschlichen Nahrung ist direkt oder indirekt auf die Bienen angewiesen, denn zwischen 80 und 90 Prozent der wesentlichen Obstsorten werden nicht von Wild-, sondern von Zuchtbienen bestäubt, ebenso Mandelbäume, Melonen, Paprika, Kürbisse, Himbeeren und andere Obst- und Gemüsearten – aber auch Viehfutter wie Klee.¹²

Statt aber diese wissenschaftlich seit langem belegten Zusammenhänge zur Kenntnis zu nehmen und Gegenmaßnahmen zu ergreifen, wird ein anderer Weg verfolgt: das genetische Material aussterbender Arten wird in Genbanken eingelagert.¹³ Auf Spitzbergen entsteht in 120 Meter Tiefe im Permafrost eine „Bank“ mit Samen sämtlicher bekannter Nutzpflanzen. Aber kaum begonnen, ist das Projekt in Gefahr. Die Folgen des menschengemachten Klimawandels lassen es inzwischen fraglich erscheinen, ob die für die Konservierung notwendigen Minustemperaturen tatsächlich bestehen bleiben.

Ähnliche „Genbanken“ gibt es auch anderswo, so die „Deutsche Genbank Obst“, die dezentral an mehreren Standorten bedrohte Obstsorten zu erhalten versucht. Aber auch hier wird die „technische Lösung“ bereits geplant: Am Julius Kühn Institut in Dresden soll mittels Kryokonservierung von Erdbeeren eine Duplikat-Sammlung aufgebaut werden.¹⁴ Mit diesen Maßnahmen wird selbstverständlich nicht wirklich versucht, Biodiversität zu erhalten. Es soll lediglich der Genpool gespeichert werden – zur späteren gewinnbringenden selektiven Verwendung. Also auch hier ein Vorgehen, das nicht darauf setzt, die (noch) bestehende Ar-

tenvielfalt mit ihren unzähligen, kaum erforschten Wechselwirkungen zu erhalten, sondern lediglich die technische Voraussetzung für spätere Zucht- und gentechnologische Experimente zu schaffen. Auch hier geht es nicht um Umweltschutz, sondern schlicht um Profit.

Landwirtschaft...

Auf einem Kongress in Graz 1986 stellte ein gewisser Pat Roy Mooney die Prognose, dass bis zum Jahr 2000 weltweit nur noch 10 bis 20 große Konzerne den Saatguthandel unter sich aufgeteilt haben würden. Man muss dazu sagen, dass noch 1960 die Bauern aus einem Saatgutangebot von mehr als 3.000 Saatguthändlern wählen konnten. 1986 war bereits ein Drittel der Betriebe von transnationalen Konzernen aufgekauft.¹⁵

Mooneys Prognose wurde weit übertroffen: Nur fünf bis sechs Unternehmen haben derzeit die weltweite Kontrolle über drei Viertel des Saatguthandels, drei Firmen kontrollieren 80 Prozent des Getreidehandels weltweit. BASF, Bayer, Dow Chemical, Du Pont, Monsanto und Syngenta kontrollieren außerdem 75-80% des weltweiten Pestizidhandels. Und diese Firmen sind auch für die Entwicklung gentechnisch veränderter Pflanzen verantwortlich, die zusätzlich verheerende Folgen für Biodiversität und Bodenqualität haben. Durch die Patentierung des Saatgutes werden die Bauern de facto zu Lohnarbeitern für die Chemie- und Genmultis. Und haben sie ihre Böden erst einmal mit den mit dem gekauften Saatgut und dem gleichzeitig erforderlichen Herbizid, das alles außer der genetisch entsprechend veränderten Pflanze vernichtet, belegt, wächst auf absehbare Zeit nichts anderes mehr.

Das Sterben der kleinen Agrarbetriebe geht folglich im Rahmen des Industrialisierungsprozesses der Landwirtschaft ungebremst weiter. Im Jahr 1920 waren in den USA noch 50% der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, heute ist es 1%. Und das hat nicht nur soziale und kulturel-

le Auswirkungen – die Zerstörung des ländlichen Lebensraumes – sondern auch und vor allem ökologische Folgen.

Die Mechanisierung führte zu riesigen Monokulturen, weil sich nur auf großen Flächen der Maschineneinsatz rechnet. Diese Monokulturen bedingen wiederum den Einsatz von Pestiziden und Insektiziden mit der Folge der zunehmenden Vergiftung der Böden (und Produkte). Durch den extensiven Düngemitelesatz kommt es zu einer Störung der natürlichen Phosphat-, Stickstoff- und Kaliumkreisläufe mit der Konsequenz eines weiteren Verlustes an Artenvielfalt. Der Einsatz von Großgeräten hat eine extreme Verdichtung der Krume zur Folge und führt langfristig zu sinkenden Erträgen. In vielen Fällen sind daneben Humusschwund und ein stark reduziertes Bodenleben aufgrund von immer enger werdenden Fruchtfolgen, fehlenden Zwischenfrüchten und fehlender organischer Substanz (z.B. Mist oder Kompost-Gaben) der Grund für eine zunehmende Bodenverdichtung. Als Folge kann es zu einem verstärkten Oberflächenabfluss bei starkem Niederschlag und hierdurch zur Steigerung der Erosion des Bodens kommen, der das Wasser nicht mehr aufnehmen kann. Diese verringerte Speicherfähigkeit des Bodens begünstigt Hochwasserereignisse.¹⁶

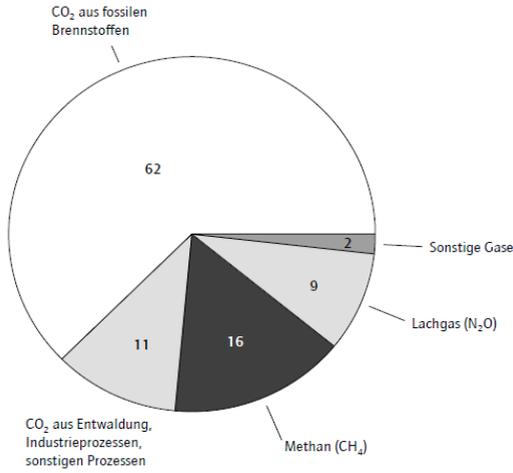
Der Wasserverbrauch der industriellen Landwirtschaft ist enorm. Weltweit ist sie für 69% des Wasserverbrauchs verantwortlich – in Indien hat dies im Hauptreisangebiet zu einem derartigen Absinken des Grundwasserspiegels geführt, dass viele Bauern vor dem Ruin stehen. In der ehemaligen Sowjetunion hat die künstliche Bewässerung von Baumwolle eine der größten Umweltkatastrophen der Welt, nämlich die Versalzung und zunehmende Austrocknung des Aralsees verursacht. Darauf werden wir noch ausführlich zurückkommen.

Ein besonderes Problem stellt die extensive Weidewirtschaft dar, für die in großem Umfang Regenwald abgeholzt wird, nicht nur wegen des Verlustes der „grünen Lunge“, sondern auch wegen der erheblichen Mengen an Methan-

Graphik 1

Globale anthropogene Treibhausgasemissionen 2005

Anteil in Prozent



Quelle: International Energy Agency 2008.

DIW Berlin 2009

produktion durch das Vieh. Methan ist 21mal stärker klimawirksam als Kohlendioxid und verbleibt bis zu 15 Jahre in der Atmosphäre. Weidevieh hat heute einen größeren Flächenbedarf als die Menschen weltweit.

Die Massentierhaltung wiederum bedingt den Einsatz von Medikamenten, in manchen Ländern werden die Tiere immer noch vorbeugend mit Antibiotika behandelt, die dann in die Nahrungskette gelangen und unabsehbare Folgewirkungen zeitigen. Die niedrigen Mengen an Antibiotika, die beispielsweise über Fleisch oder die Versprühung auf Obstplantagen (in den USA üblich) in die Nahrungskette gelangen, können Bakterien nicht töten, aber letztere können durch den Kontakt Resistenzen entwickeln.

Dass diese Form der Landwirtschaft vor dem Kollaps steht, zeigt sich an der aktuellen Ernährungskrise. Die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) macht dafür eine Kombination verschiedener Ursachen verantwortlich.¹⁷ Da ist zum einen der Klimawandel. In den ärmsten Ländern, die den höchsten Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen haben, geht die Getreideproduktion aufgrund der Klimaveränderungen zurück. Gleichzeitig steigen aufgrund der Verknappung die Preise auf dem Weltmarkt und durch den hohen Ölpreis die Transportkosten. Hinzukommt, dass immer größere Flächen für die „Bio“-sprit-erzeugung* beansprucht werden. Und der immer noch steigende Fleischkonsum tut ein Übriges. Auch hier ein Beispiel: Der FAO zufolge ist der Pro-Kopf-Verbrauch von Fleisch in China in den letzten 20 Jahren von jährlich 20 auf 50 Kilo gestiegen. Für die Produktion eines Kilos Fleisch braucht man allerdings sieben Kilo Getreide. Hinzukommt der Flächenbedarf für extensive Weidewirtschaft und die bereits genannte Problematik der Methanproduktion durch das Vieh, die wiederum den Klimawandel beschleunigt – ein klassischer Teufelskreis.

Das Wesentliche aber ist, dass die heute betriebene industrielle Landwirtschaft nicht nachhaltig ist. Die Boden-erosion durch die industrielle Nutzung führt zu ständigem Verlust an Flächen und trotz Gegenmaßnahmen gehen in der konventionellen Agrarwirtschaft Böden immer noch erheblich schneller verloren, als sie neu gebildet werden können. Durch Erosion, Verdichtung, Versalzung und Verwüstung wird immer mehr landwirtschaftlich nutzbare Fläche ruiniert: In Afrika (ohne Nordafrika) machen zerstörte oder geschädigte Böden bereits etwa zwei Drittel, in Zentralamerika rund drei Viertel und in Asien etwa 40 Prozent

* Kritiker wie der internationale Kleinbauernverband Via Campesina vermeiden den Begriff „Bio“-Diesel, weil sie ihn zu Recht für eine Beschönigung halten. Sie bevorzugen die Bezeichnung „Agrodiesel“.

der landwirtschaftlichen Nutzfläche aus.¹⁸ Aber auch in den USA ist die Humusschicht auf Böden, die ursprünglich mit zu den fruchtbarsten der Welt gehörten, um bis zur Hälfte zurückgegangen. Durch die Übernutzung der Böden wird ihr natürliches Regenerationspotential verringert und damit die Bodenneubildung verlangsamt. Und die in der großtechnischen Landwirtschaft übliche Stickstoffdüngung hat ebenfalls einen verheerenden Rückkopplungseffekt: Durch die großzügige Nutzung von Stickstoffdüngern kommt es zu einer Überdüngung der Gewässer mit entsprechenden Rückwirkungen auf die Biodiversität und zu einer Versauerung des Bodens. Außerdem wird Distickstoffoxid (Lachgas) freigesetzt – ein 310-fach stärkeres Treibhausgas als CO₂ und ein noch gefährlicherer Ozonkiller als die sogenannten Fluorkohlenwasserstoffe!

Verkehr...

Eines der umweltpolitischen Hauptprobleme stellt der immer noch rasant zunehmende Verkehr, ob zu Land, zu Wasser oder in der Luft, dar. Es ist eine interessante Frage, aus welchen Gründen sich ausgerechnet eine derart umweltfeindliche und giftige Transporttechnologie wie der Autoverkehr historisch gegen die Konkurrenten Schiff und Eisenbahn durchgesetzt hat. Antworten auf diese Frage, was nämlich die politischen und ökonomischen Gründe für diese Entwicklung waren, sind an anderer Stelle ausführlich nachzulesen.¹⁹ W. Wolf hat sehr detailreich und instruktiv erklärt, welche Interessen und ökonomische Erwägungen hinter dem Siegeszug des Automobils in den letzten hundert Jahren standen.

Das Ergebnis ist jedenfalls eindeutig. Der Individualverkehr kollabiert, obwohl nach wie vor jedes Jahr riesige Flächen für neue Straßen und Autobahnen zuasphaltiert werden, die Auswirkungen auf die Umwelt, was Verkehrstote, Flächenversiegelung, Emission von Treibhausgasen und Lärmbelästigung betrifft, sind verheerend, kurz gesagt: diese Transportart entbehrt jeglicher Vernunft. Aber sie ent-

behrt nicht der Logik. Man kann die Geschichte des Industriekapitalismus nämlich auch als eine Geschichte der Beschleunigung betrachten. Und als eine Geschichte der Individualisierung. Beide Phänomene zusammen haben die Herausbildung des heutigen Verkehrssystems wesentlich bestimmt. Auch darauf werden wir später noch eingehen.

Heute ist das Industriekonglomerat aus Öl-, Transport- und Automobilindustrie die beherrschende wirtschaftliche Macht in allen großen Industriestaaten und das hat seine direkten Auswirkungen auf die Umweltpolitik, es sei nur an die Debatte um die Emissionsgrenzen für PKW in der EU erinnert, in der sich die deutsche Regierung wider alle ökologische Vernunft gegen schärfere Regeln ins Zeug legte. Diese „fossile Oligarchie“, die ein Bündnis aus politischen Funktionären und dem genannten Industriezweig darstellt, hat bis jetzt eine grundsätzliche Debatte um Alternativen erfolgreich vermieden und setzt ihre Ziele ohne Rücksicht auf die Folgen durch, wie sich 2009 bei der sogenannten Abwrackprämie zeigte.

Aber man sollte nicht vergessen, dass auch die ökologisch (aber nicht betriebsökonomisch...) irrationale Art der weltweiten Produktion und Distribution einen großen Anteil an der Zunahme des Nah- wie Fernverkehrs hat. Wir werden darauf ebenfalls später noch genauer eingehen.

Wie wir bereits im Abschnitt über die Landwirtschaft zeigten, ist auch eine Umstellung auf nachwachsende Energieträger, also die Erzeugung von Agrodiesel oder Äthanol, keine Lösung. Dass dies von der herrschenden Politik auf Druck der Lobby der Industrie propagiert wird, hat mit ökologischer Vernunft nichts zu tun. Es ist schlicht der Versuch, an einer umweltfeindlichen und zerstörerischen, aber profitbringenden Technologie um jeden Preis festzuhalten. Konsequenzen dieser Transporttechnologie sind nicht nur Bodenversiegelung, Lärmbelästigung und Verkehrstote, sondern auch der Klimawandel. Mit 19% Anteil am weltweiten Kohlendioxidausstoß liegt der Verkehr nur knapp

hinter dem Klimakiller Industrie (20%).²⁰ In Deutschland liegt er allerdings weit vor ihr:

Tabelle 4

CO₂-Emissionen 2004 – Sektoren-Anteile in %

prozessbedingt	9,0
energiebedingt	91,0
davon:	
Kraftwerke u. Ä.	43,2
Verkehr	18,9
Haushalte	13,1
Industrie	9,2
Gewerbe, Handel, Dienstleistung	6,6

In letzter Zeit wird als Alternative der Elektroantrieb ins Spiel gebracht. Auch hier steckt der Teufel im Detail. Zunächst ist einmal zu fragen, aus welchen Quellen der benötigte Strom stammt. Und selbst bei den sogenannten regenerativen Quellen wie Wind-, Wasser- oder Solarenergie ist die Umwelt- und Klimabilanz nicht unbedingt positiv. Die Frage ist nicht, wie, sondern ob die heutige Form des Individualverkehrs sinnvoll ist. Die Antwort ist eindeutig: sie ist ökologisch verheerend, sinnlos und menschenfeindlich.

...und Klimawandel

Die Entwicklung des Industriekapitalismus ist eng mit dem Übergang von regenerativen Energieträgern (wie Wasser- und Windkraft oder Holz) auf fossile Brennstoffe verbunden. Die Verbrennung dieser Energieträger wie Öl oder Kohle aber produziert riesige Mengen Kohlendioxid – die direkte Folge ist der rasant fortschreitende Klimawandel, der eine der Hauptgefahren für die Ökosphäre darstellt. Ganze Landstriche sind bereits jetzt durch seine Folgen versteppt, die Flutkatastrophen nehmen zu, und wenn es nicht gelingt, das Ansteigen der weltweiten Durchschnittstemperaturen zu stoppen, werden Hunderte von Millionen

Menschen in den nächsten Jahren ihre angestammte Heimat verlassen müssen, weil sie durch das Ansteigen des Meeresspiegels schlicht nicht mehr existiert oder weil sie durch den Temperaturanstieg und die resultierende Austrocknung und Erosion unbewohnbar geworden ist. Und das ist keine Zukunftsmusik: Im Süden der Europäischen Union erleben wir tagtäglich die Flüchtlingsdramen im Mittelmeer. Christian Aid schätzt, dass es im Jahr 2050 weltweit bis zu eine Milliarde Klimaflüchtlinge geben wird. Manche Länder, insbesondere Inselstaaten wie die Malediven oder auch ganze Inselgruppen in Ozeanien sind bereits jetzt unwiederbringlich verloren. Aber auch Flussdeltagebiete wie in Bangladesch werden auf Dauer unbewohnbar werden. In den Niederlanden wurden bereits im Vorgriff auf die zu erwartenden Überschwemmungskatastrophen schwimmende Gewächs- und Wohnhäuser entwickelt und gebaut.²¹ Und die erstmals seit Jahren wieder zunehmende Zahl an Hungern in der Welt ist ebenfalls eine Folge sowohl des Klimawandels selbst mit seinen Auswirkungen auf die Agrarproduktion, wie der Art und Weise, wie mit ihm umgegangen wird – Agrardiesel für die Autofahrer statt Nahrung für die Hungerleider.

Die drohende Klimakatastrophe und die jetzt bereits sicht- und spürbaren Folgen des Klimawandels sind die direkte Konsequenz der Art und Weise, wie die entwickelten kapitalistischen Industriegesellschaften in den letzten 150 Jahren funktioniert haben. Denn 90% der Treibhausgasemissionen in diesem Zeitraum hatte eine Handvoll reicher Industrieländer zu verantworten. Hätte sich dieses Gesellschaftsmodell tatsächlich gleichzeitig weltweit ausgebreitet, stünden weite Teile des Globus bereits heute unter Wasser, wären vergiftet, versteppt und ausgetrocknet: Wenn Indien und China die gleiche Autodichte wie Deutschland hätten, wäre der Klima-GAU längst da.

Der Klimawandel ist mit Abstand die größte Bedrohung der Ökosphäre durch die Folgen der kapitalistischen Wirtschaftsweise, denn er lässt sich nicht rückgängig machen.

Während es unter Umständen gelingen kann und, wie einzelne Beispiele zeigen, auch da und dort gelingt, etwa durch Aufforstung die Erosion zu stoppen oder durch Gewässerschutzmaßnahmen die Wasserqualität wieder zu verbessern, geht dies beim Klimawandel nicht – wir können ihn allenfalls stoppen, aber das abgeschmolzene arktische Eis ist unwiederbringlich in den Ozeanen verschwunden und wird sich erst in erdgeschichtlichen Zeiträumen – wenn überhaupt – wieder bilden.

Jeder kann das wissen, und die politisch Verantwortlichen wissen das auch.

Aber trotzdem schreitet die globale Ausbreitung dieses umweltfeindlichen, die Lebensgrundlagen der Menschen und anderer Spezies bedrohenden Gesellschafts- und Entwicklungsmodells, das uns buchstäblich zunehmend die Luft zum Atmen nimmt, ungebremst voran. Und in Indien wird ein 1.000 Euro-Auto gebaut.

Schlechte Aussichten?

Wir vermüllen die Welt, vergiften unsere Böden, zerstören die Ozonschicht, heizen die Atmosphäre auf, verdrecken die Weltmeere, holzen die letzten grünen Lungen des Planeten ab und lassen uns einreden, dass irgendwann der menschliche Erfindungsgeist schon eine Lösung für alle diese Probleme finden wird. Die Erfahrung der bisherigen Entwicklung des Industriekapitalismus sollte uns eigentlich eines Besseren belehren haben. Am Leben erhalten können die Menschen aber nicht allein die technischen Artefakte, mit denen sie sich ausgestattet haben, sondern sie brauchen die natürliche Umwelt. Und jetzt ist der Punkt gekommen, an dem offensichtlich ist, dass es ein „weiter so“ nicht geben kann. Der Versuch, das geltende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem zu „retten“, indem man durch „Umweltauflagen“ die größten Auswüchse begrenzt und ansonsten die Folgen mittels erneuter technischer Lösungen in den Griff zu bekommen versucht, ist zum Scheitern verdammt. Denn dieses System ist darauf gegründet, dass es von der Substanz

lebt. Nachhaltigkeit ist erst dann gefragt, wenn es nicht mehr anders geht – und dann ist es in den meisten Fällen zu spät. Jedes Unternehmen, ob nun im landwirtschaftlichen oder industriellen Bereich, funktioniert im Wesentlichen nach drei Prinzipien: Profit, Konkurrenz und Wachstum. Je weniger Umweltschutz – desto mehr Profit. Und dieser Profit muß um jeden Preis in neue Produktion investiert werden. Das Scheitern des Kopenhagener Klimagipfels wiederum hat gezeigt, dass die politischen Entscheidungsträger fest im Griff dieser Profit-, Konkurrenz- und Wachstumslogik sind.

Dass ein Teil der ärmeren Staaten der Erde wenig Bereitschaft zeigt, sich auf internationale Abkommen einzulassen, hat natürlich auch etwas mit der empörend ungerechten internationalen Macht- und Reichumsverteilung zu tun. Wie wir am genannten Beispiel des Kongo gesehen haben, beuten die Konzerne der entwickelten Industrieländer den Rest der Welt schamlos aus und hinterlassen Krieg, ökologische Desaster und menschliche Tragödien. Und dann ziehen sie weiter. Die sogenannte Entwicklungshilfe ist demgegenüber weniger als ein Almosen.

Trotzdem gibt es Hoffnung. Organisationen wie die Kleinbauernvereinigung „Via Campesina“²², zahllose Umweltschutzorganisationen bis hin zu lokalen Initiativen bemühen sich, ein Umdenken in Gang zu setzen und mit konkreten Beispielen zu zeigen, dass es auch anders geht. Und die nicht zuletzt von den indigenen Gemeinschaften in Gang gesetzten politischen Veränderungen in einigen Ländern haben bereits konkrete Folgen: Die neue Regierung von Ecuador zum Beispiel hat das Angebot gemacht, als ihren Beitrag zum Klimaschutz in einem Regenwaldgebiet die dortigen Ölvorkommen im Boden zu lassen, wenn die Bevölkerung dafür eine Kompensation bekommt. Im Yasuni Nationalpark im Amazonasgebiet gibt es das „Ishpingo Tambococha Tiputini“-Gebiet, unter dem ca. 864 Millionen Barrel Schweröl vermutet werden. Diese Menge entspricht fast einem Viertel der bestätigten Ölvorkommen Ecuadors.

Die Region ist aus verschiedenen Gründen besonders schützenswert: Sie gehört zu den weltweit artenreichsten Regionen: auf einem Hektar Wald stehen dort etwa so viele Baumarten wie in ganz Nordamerika, außerdem gibt es zahllose Vögel- und Insektenpezies. Darüber hinaus leben dort mehrere indigene Völker, zum Teil in freiwilliger Isolation. Sie leben in Subsistenzwirtschaft vom Jagen, Sammeln und Wanderackerbau. Wenn das Öl ausgebeutet würde, würde die Kultur dieser Huaorani aussterben.²³ Den Ölmultis sind derartige Initiativen natürlich ein Dorn im Auge. Aber diese und zahllose andere Beispiele zeigen dreierlei:

- Zum einen, dass es radikaler Lösungen bedarf.
- Zum anderen, dass diese Lösungen von unten kommen müssen – die Regierungen und internationalen Institutionen haben von Kyoto bis Kopenhagen gezeigt, dass sie, fest im Griff derjenigen, die ihr Geld mit der Umweltzerstörung verdienen, unfähig sind, die notwendige radikale Umsteuerung auch nur zu beginnen.
- Und zum dritten, dass es durchaus Lösungen gibt.

Wir müssen nur bereit sein, sie auch durchzusetzen – gegen die fossile Machtelite.

Warum soll die Menschheit, nun, da wir eine ungeheure Akkumulation technischer, wissenschaftlicher, ökonomischer und pädagogischer Mittel vor Augen haben, nicht einer Zukunft entgegensehen, die sich durch eine Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit von Apollinischem und Dionysischem kennzeichnet?

Leo Kofler¹

3. Eine neue Welt? – Utopische Gesellschaftsentwürfe von Moses bis James Gurney

Vorbemerkung

Mehr oder weniger konkrete Vorstellungen von einer idealen, freien und egalitären Gesellschaft, frei von Unterdrückung des Menschen durch den Menschen gibt es, seit schriftliche Überlieferung existiert, und, soweit aus der archäologischen Forschung zu entnehmen, bereits in vor-schriftlicher Zeit.

Und ebenso gibt und gab es seit jeher Versuche, den Kommunismus innerhalb der existierenden (Klassen-)gesellschaften in abgegrenzten Gemeinschaften als „konkrete Utopie“ zu praktizieren. Die ältesten Hinweise auf größere „urkommunistische“ Kommunen finden sich aktuell in den Ausgrabungen von Catal Hüyük.² Aber auch der frühchristliche Urkommunismus und seine Nachfahren und die Anfänge der ersten klösterlichen Gemeinschaften ab dem 4. Jahrhundert sind dafür beredter Beleg.³ Wiederzufinden sind diese christlich-kommunistischen Ansätze auch in den zahlreichen christlichen Sektengemeinschaften der USA des 19. Jahrhundert, seien es die Shakers oder Gemeinschaften wie Zoar, Bethel, Aurora, Amana, Oneida, Wallingford und The Brotherhood of the New Life, bei denen vom Gemeineigentum an Produktions- wie Konsumtionsmitteln bis hin zur freien Liebe bzw. dem Verbot der Eihe in unter-

schiedlicher Radikalität sämtliche Grundprinzipien des Urkommunismus praktiziert wurden.

Die Sozialisten des 19. und 20. Jahrhunderts bezeichneten die Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts, die sich an entsprechende Gesellschaftsentwürfe machten, als „utopische“ oder Frühsozialisten. Das Wort utopisch geht dabei auf Thomas Morus zurück, den englischen Philosophen und Kanzler von Heinrich dem Achten, der in seinem Werk *Utopia* ebenfalls den Entwurf einer Zukunftsgesellschaft versuchte.* Das Wort Utopia kommt dabei aus dem Griechischen: ου bedeutet „nicht“ und τοπος „der Ort“, also „Nirgendwo“.

Eine Gesellschaft der Freien und Gleichen ist als Gesellschaft des Mangels nicht denkbar – Mangel erzeugt zwangsläufig Verteilungskämpfe. Eine gleichmäßige Verteilung der Güter setzt folglich einen Stand der Produktivkräfte voraus, der die Befriedigung der Grundbedürfnisse aller ermöglicht. Die Bezeichnung „utopische Sozialisten“ bezog sich also im Sprachgebrauch der Marxisten darauf, dass der Verwirklichung der entsprechenden Modelle die materielle Grundlage fehlte und sie deshalb nicht realisierbar waren.

Darüber hinaus muss eine neue Gesellschaftsform immer gegen die Interessen und den Widerstand der von der jeweiligen ungleichen Ordnung Profitierenden und ihren Machtapparat durchgesetzt werden. Diese werden sich jedem Versuch der Veränderung, sei es auch nur in der Form insularer Gemeinschaften, wie es beispielsweise Owen erst in England und dann in der „neuen Welt“ versuchte, widersetzen.

Und schließlich ist eine solche egalitäre Ordnung nur auf der Ebene einer Weltgesellschaft denkbar, hätte sie sich doch sonst zwangsläufig gegen Konkurrenten zur Wehr zu

* 1872 griff der englische Schriftsteller James Butler die Morus'sche Tradition wieder auf und schrieb sein Buch *Erewhon*, die Umkehrung von „Nowhere“, also ebenfalls „nirgends“, in dem er eine Satire auf das viktorianische England in Form einer Gesellschaftsutopie entwickelte.

setzen, müsste also gewärtig sein, Kriege führen zu müssen und dafür Strukturen zu entwickeln, die in einem unauflösliehen Gegensatz zu dem angestrebten herrschaftsfreien Zustand stehen würden.

Zu den frühen und zeitgenössischen Utopien existiert bereits eine umfangliche Literatur. Wir wollen im Folgenden die einzelnen einschlägigen Ansätze nicht in extenso referieren – dazu sei auf die jeweiligen Literaturstellen verwiesen, sondern einmal der Frage nachgehen, ob und in welcher Weise in den verschiedenen Modellen kommunistischer oder kommunitärer Gesellschaften bereits das Verhältnis zwischen Mensch und Natur, das Verhältnis zwischen Bedürfnisbefriedigung und den Grenzen der Ressourcen problematisiert wurde. Dabei wollen wir ausdrücklich keine ausführliche Darstellung der verschiedenen theoretischen wie praktischen kommunistischen Ansätze vornehmen, sondern sie lediglich unter dem Aspekt der Einbeziehung der ökologischen Frage betrachten. Bei Bedarf werden wir allerdings einige zusätzliche Punkte hervorheben, wie die Frage der Gleichberechtigung, der Bedürfnisse und der Bildung, die später bei der Entwicklung von Grundsätzen für eine ökosozialistische Gesellschaft eine Rolle spielen werden.

Altertum/Mittelalter

Platons „Politeia“

Platons „Politeia“ stellt einen frühen Versuch dar, einen „idealen Staat“ zu entwerfen. Wie stark die damalige Philosophie (und Politologie, wenn man so will) von elitärem Denken geprägt war, zeigt sich schon an der Organisationsform: Die Führung des Staatswesens sollte in den Händen einer Kaste von „Philosophen“, den „vollkommenen Wächtern“ liegen, die aufgrund ihrer Bedürfnislosigkeit keinerlei korrumpierenden Einflüssen unterlegen seien (und für deren „Erziehung“ Platon genaue Angaben macht):

„Wofern nicht entweder die Philosophen Könige werden in Staaten, oder die, welche jetzt Könige und Herrscher

heißten, echte und gründliche Philosophen werden, und dieses beides in einem zusammenfällt, Macht im Staate und Philosophie, den meisten Naturen aber unter den jetzigen, die sich einem von beidem ausschließlich zuwenden, der Zugang mit Gewalt verschlossen wird, gibt es keine Erlösung vom Übel für die Staaten, ich glaube aber auch nicht für die Menschheit, noch auch wird diese Verfassung, wie wir sie eben dargestellt haben, je früher zur Möglichkeit werden und das Sonnenlicht erblicken.“⁴

Die Basis für die Herrschaft der Philosophen stellen die „Wächter“ dar, eine Art Kriegerkaste, der dritte Stand sind die „Gewerbetreibenden“. Die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Ständen entscheidet schlicht die „natürliche Veranlagung“.⁵ Von Demokratie hält Plato ebenso wenig wie von der Oligarchie und der Tyrannis.

Ein Grundprinzip, das sich in praktisch allen utopischen Staatsvorstellungen findet, führt auch Platon ein, nämlich die (in diesem Fall allerdings nur partielle) Aufhebung des Privateigentums. Den „vollkommenen“ Wächtern ebenso wie den Wächtern ist Privatbesitz untersagt. Die Kindererziehung wird kollektiv geregelt, die Ehe aufgehoben und die Frauen sind in allen Belangen gleichberechtigt.*

Platon hat sich nur wenig Gedanken um das gemacht, was wir heute Umweltpolitik nennen. Eine der wenigen Stellen, an der er in seiner *Politeia* dazu etwas sagt, beschäftigt sich mit der Begründung der Notwendigkeit der „Wächter“. Er baut erst ein Szenario auf, in dem durch ständig ansteigende Bedürfnisse der verfügbare Boden nicht mehr ausreicht. Daraus folgert er:

* Platons Modell der „Philosophenherrschaft“ ähnelt übrigens frappierend der Organisationsform eines Stammes auf Java, den Badui. In einem „inneren Kreis“ von drei Dörfern wohnen die nach strengen Regeln (u. a. ist die Annahme von Gold und Silber und das Berühren von Geld verboten) lebenden „weißen Badui“, beschützt von einem äußeren Kreis von 22 Dörfern, in denen die Regeln etwas lockerer sind.

„Und das Gebiet, das damals zureichend war, die damaligen Bewohner zu nähren, wird jetzt statt zureichend zu klein sein.

– O ja.

Wir müssten also von dem Lande der Nachbarn etwas abschneiden, wenn es hinreichen soll zum Weiden und Ackern, und jene hinwiederum von dem unsrigen, wenn auch sie sich auf endlosen Erwerb von Gütern einlassen, die Grenze des Notwendigen überschreitend?

– Das ist ganz notwendig, Sokrates, erwiderte er.“⁶

Naturzerstörung kommt bei Platon nicht vor, immerhin thematisiert er aber die Grenzen des Wachstums auf der Ebene der damaligen hellenischen Stadtstaaten und sieht in dem Mangel an Selbstbeschränkung die Ursache kriegerischer Auseinandersetzungen. Seine Reaktion darauf ist allerdings ebenfalls zeitgemäß: Es muß eine Armee her („Wächter“).

Karl Marx hat den platonischen Idealstaat mit seiner strikt hierarchischen Arbeitsteilung kurz als „die athenien-sische Idealisierung des ägyptischen Kastenwesens“ charakterisiert.⁷

Diodorus Siculus

In der „Βιβλιοθηκη Ἱστορικη“ des Griechen Diodorus Siculus aus dem ersten Jahrhundert ist als Fragment der utopische Reiseroman des antiken Händlers Iamboulos enthalten, der sich wahrscheinlich auf das heutige Sri Lanka bezieht. Die natürlichen Bedingungen sind ideal, das ganze Jahr wachsen Früchte. Heirat kennen die Bewohner der Insel nicht, die Kinder werden kollektiv erzogen („...und wenn die Kinder noch klein sind, werden sie reihum gestillt, so dass nicht einmal die Mütter wissen, von wem sie stammen“). Sie legen großen Wert auf Bildung in allen Wissensgebieten. Schlemmerei, das hebt der Erzähler besonders hervor, gibt es nicht. („Obwohl alle Einwohner Überfluss an allem haben, was auf der Insel wächst, halten sie sich im

Genuss zurück, praktizieren Einfachheit und essen nur soviel, wie es nötig ist.“⁸

Im gleichen Werk findet sich auch ein Fragment eines weiteren philosophisch-utopischen Reiseromans: Der Grieche Euhemeros verfasste ca. 300 v. u. Z. ein Werk mit dem Titel „Heilige Schrift“, von dem sich Auszüge bei Diodorus finden. Er beschreibt darin die Fahrt zu der (fiktiven) Insel Panchaia, auf der ein „ideales Staatswesen“ existiert. Die Ähnlichkeiten mit Platons *Politeia* sind frappierend. Statt Philosophen herrschen die Priester, es gibt ein abgestuftes System von Kasten, Gemeineigentum und egalitäre Güterverteilung.⁹

Beschrieben ist in beiden Fällen eine mit natürlichen Gaben (Vegetation, Bodenschätze) reich ausgestattete Gesellschaft, ökologische Probleme gibt es nicht. Die Frage der Übervölkerung und der Krankheit wird in der ersteren Gesellschaft übrigens folgendermaßen gelöst: „Die Einwohner ... leben sehr lange, bis zu 150 Jahren, und meist ohne jede Krankheit. Jeder aber, der zum Krüppel wird oder allgemein an einem physischen Defekt leidet, ist per Gesetz gezwungen, aus dem Leben zu scheiden. Und es gibt auch ein Gesetz, dass jeder nur eine begrenzte Anzahl von Jahren leben soll; wenn diese um sind, haben sie sich selbst zu töten.“¹⁰ (Für letzteres gibt es allerdings eine schonende Methode, nämlich einen Baum, unter den man sich legt, und der einen einschlafen und nicht mehr erwachen lässt).

Christliche Tradition und Urkommunismus

Unter gewissen Aspekten enthalten alle Religionen, die auf chiliastischen Heilserwartungen fußen, Elemente utopischer Gesellschaftsvorstellungen. In diesem Sinne ist auch das Paradies der jüdischen Religion, aus dem Adam und Eva vertrieben wurden, sozusagen die (verlorene) urkom-

munistische und gleichzeitig ökologische Gesellschaft. So-
gar die Verantwortung für die Umwelt findet sich.*

Klosterwesen

Seit dem 4. Jahrhundert entstand auf der Basis der sich ausbreitenden christlichen Religion das Klosterwesen. Im Gegensatz zu späteren Zeiten handelte es sich in den Anfängen um freiwillige Zusammenschlüsse in der Tradition der – urkommunistischen – christlichen Urgemeinden. Es zeigte sich einerseits, dass die kollektive Produktionsweise, (zunächst lediglich zur Selbstversorgung, also als reine Gebrauchswertproduktion), der zersplitterten Einzelproduktion überlegen war. Das führte zum Anwachsen des Reichtums der Klöster mit den entsprechenden Konsequenzen: Zunehmend erlagen sie der Versuchung, die erwirtschafteten Überschüsse nicht, wie eigentlich vorgesehen, den Armen zugute kommen zu lassen, sondern sie selbst zu verbrauchen, bzw. das Mehrprodukt zur Bezahlung von externen Arbeitskräften zu verwenden.

Die späteren zahlreichen Ordensgründungen mit ihren Ordensregeln waren zumeist der Versuch, die Degeneration dieser Institutionen aufzuhalten oder rückgängig zu ma-

* Teilweise anonymes Autorenkollektiv: *Die Bibel*, Württembergische Bibelanstalt Stuttgart, 1964, 1. Moses, 2,15: „Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn baute und bewahrte.“ („Eden“ bezeichnet im Sumerischen die Steppe. Es gab als weiteren Begriff „Himmliches Eden“, einen Ort, der fruchtbar war, später aber unfruchtbar wurde. Damit beschreibt dies exakt die Änderung der Verhältnisse, wie sie laut Feststellung der Klimaforschung am Ende der letzten Eiszeit in der Levante stattfand. Die Steppe trocknete aus und zwang die Menschen, ihre nur noch saisonal verfügbare Nahrung mittels Vorratshaltung zu strecken, was zum Ackerbau führte, der auch in Bezug auf die Vertreibung aus dem Paradies in der Bibel als neue Ernährungsbasis benannt wird. Somit beschreibt die Vertreibung eine – allerdings in diesem Fall nicht menschengemachte – Umweltkatastrophe und ihre Konsequenzen für die Subsistenz.)

chen, indem Ordensgründer wie z. B. Benedikt von Nursia wieder strenge Ordensregeln einführten.

Im Gegensatz zu den damals ebenfalls existierenden genossenschaftlichen Zusammenschlüssen bestand in den Klöstern nicht nur Gemeineigentum an den Produktionsmitteln, sondern auch an den Gebrauchsgütern. Und durch den Zölibat war auch die Familie als Kern des Privateigentums inexistent. (Kautsky hält dies für einen der wesentlichen Punkte für die Überlebensfähigkeit des Klostersystems und weist darauf hin, dass die späteren urkommunistischen Gemeinschaften in den USA des 18. und 19. Jahrhunderts der Ehe ebenfalls fast alle feindlich gegenüberstanden).¹¹ Tatsache ist, dass es die Klöster waren, die am längsten der Ausbreitung der Warenproduktion widerstanden und an der Naturalwirtschaft, resp. Gebrauchswertproduktion, festhielten.

Die „Ketzer“

In dem Maße, wie sich im Rahmen des Feudalsystems einerseits die Unterdrückung der ländlichen Bevölkerung verstärkte, zum zweiten sich Städte mit einem urbanen Lumpenproletariat herausbildeten und zum dritten das Klosterwesen zum Herrschaftsinstrument der Kirche mutierte und das Papsttum sich schamlos bereicherte, kam es zu unzähligen Bewegungen, die eine Renaissance des Kommunismus der Urgemeinde forderten und diesen auch zu praktizieren begannen.

Die Klöster waren selbst zu Ausbeutungsinstrumenten geworden und hatten ihre frühere Funktion als Zufluchtsort für die Armen verloren. Orden wie die Franziskaner, die als Bettelorden begannen, wandelten sich in rasender Geschwindigkeit zu wohlhabenden Großgrundbesitzern. Und Arnold von Brescia, der eine Rückkehr der Kirche zur apostolischen Besitzlosigkeit forderte, wurde 1154 aus Rom ausgewiesen und schließlich von Kaiser Barbarossa an den Papst ausgeliefert und verbrannt.

Die Reaktion der Kirche war im 12. Jahrhundert die Installation der Inquisition, um der Bedrohung ihrer geistlichen wie weltlichen Macht durch die „Ketzer“ Herr zu werden.¹² Denn die Zahl der Vorläufer der späteren Reformation wuchs rapide: Waldenser, Katharer, Patarerer, Humiliaten, Apostelbrüder, Dolcinisten, Fraticellen, Taboriten, sie alle praktizierten in unterschiedlicher Form kommunistisches Zusammenleben.

Spätmittelalter/Neuzeit

Eigentlich ist, wie wir gesehen haben, Platon und nicht, wie häufig behauptet, Thomas Morus der Begründer des sogenannten utopischen Staatsromans, ein Begriff, der auf den Titel des Buches *Utopia* (1516) des letzteren zurückgeht, in dem im Gewand der Satire und ebenfalls als Reiseroman eine klassenlose Gesellschaft geschildert wird. Im Spätmittelalter, besonders aber seit der Neuzeit, gab es eine ganze Reihe von entsprechenden Entwürfen, von denen in der Folge die wichtigsten herausgegriffen werden.

Utopia, Sonnenstaat, Nova Atlantis und Gulliver

Auch *Thomas Morus* verlegt seinen idealen Staat auf eine Insel. Diesen Kunstgriff wendeten ja bereits andere an. Damit wird eine Abgeschlossenheit des Systems hergestellt, die äußere Einflüsse ausschalten soll. Morus legt seine Schilderung einem fiktiven Seefahrer in den Mund, den er in Antwerpen getroffen haben will. Die zentralen Prämissen einer egalitären Gesellschaft finden sich sämtlich in *Utopia* verwirklicht, an erster Stelle die Abschaffung des Privateigentums¹³:

„Indessen... scheint mir – um es offen zu sagen, was ich denke – in der Tat so, dass es überall da, wo es Privateigentum gibt, wo alle alles nach dem Wert des Geldes messen, kaum jemals möglich sein wird, gerechte oder erfolgreiche Politik zu treiben, es sei denn, man wäre der Ansicht, dass es dort gerecht zugehe, wo immer das Beste den Schlechtesten zufällt, oder glücklich, wo alles an ganz wenige verteilt

wird und auch diese nicht in jeder Beziehung gut gestellt sind, die übrigen jedoch ganz übel...“

Der zweite Punkt ist ein rotierendes System der Arbeiten. Jeder Einwohner erlernt mehrere Berufe und jeder betreibt Ackerbau, in zweijährigem Rhythmus findet ein Wechsel zwischen Land und Stadt statt. Da alle arbeiten, reicht eine tägliche Arbeitszeit von sechs Stunden aus. Und die gewonnene Zeit widmen die Utopier der Bildung sowohl ihrer selbst wie der der Kinder in Literatur, aber auch Naturwissenschaften und Technik:

„Hier genießen alle Kinder Unterricht, und ein guter Teil des Volkes, Männer wie Frauen, beschäftigt sich das ganze Leben hindurch in den ... arbeitsfreien Stunden mit den Wissenschaften.“

Der dritte Punkt ist die geldlose Wirtschaft. Die produzierten Güter werden auf dem Markt entsprechend dem Bedarf der Familien verteilt, Tauschmittel, also Geld oder Gold, gibt es nicht:

„Vielmehr wundern sich die Utopier darüber, dass das Gold, das seiner Natur nach so unnützlich ist, jetzt überall in der Welt so hoch geschätzt wird, dass der Mensch selber, durch den und vor allem zu dessen Nutzen es diesen Wert erlangt hat, viel weniger gilt als das Gold selber.“

Der vierte Punkt ist eine basisdemokratische Struktur. Großfamilien von ca. 40 Personen sind die Grundeinheit, dreißig solche Familien wählen einen Vertreter, zehn solche „Delegierte“ einen Obersippenvertreter. Diese wählen auf Stadtebene aus vier vom Volk vorgeschlagenen Kandidaten den Bürgermeister.

Der fünfte, und in unserem Zusammenhang interessanteste Punkt ist die Frage der Natur. Hier finden sich bereits Einflüsse des zu Morus' Zeit aufkommenden Naturrechts:

„Ein angenehmes Leben ... stellt uns die Natur selbst gleichsam als Ziel aller unserer Handlungen hin, und ein Leben nach ihrer Vorschrift ist in ihren Augen Tugend.“

Was sich bei Morus, dem gläubigen Katholiken, allerdings im Gegensatz zu Plato nicht findet, ist die Aufhebung der Ehe.

Der immer wieder als Häretiker verfolgte italienische Dominikaner *Tommaso Campanella* beließ es nicht bei der Theorie. Sein Versuch, mit einem Aufstand seine Vorstellung von Freiheit und Gleichheit, einschließlich dem friedlichen Zusammenleben von Christen, Juden und Muslimen, durchzusetzen, endete allerdings im Kerker. Dort verfasste er 1602 das Werk *Der Sonnenstaat*¹⁴ und auch er führt darin explizit alle sozialen Übel auf das Privateigentum zurück und plädiert für die Auflösung der Familie. Sein Arbeitstag ist noch kürzer als der der Utopier: vier Stunden. Zum Verhältnis zur Natur findet sich bei ihm nichts.

Francis Bacon greift mit seinem *Nova Atlantis* (1627)¹⁵ auf den Atlantis-Mythos Platons zurück. Dieses Werk, das Fragment geblieben ist, mutet in Teilen seltsam „(post)modern“ an. Bacon ist Wissenschaftler und so sind für ihn nicht die Klassenstruktur des Staates oder die sozialen Beziehungen das Wesentliche, sondern das Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis:

„Der Zweck unserer Gründung ist es, die Ursachen und Bewegungen sowie die verborgenen Kräfte der Natur zu ergründen und die Grenzen der menschlichen Macht soweit wie möglich zu erweitern.“

Bacons Utopie ist folglich eine Vorwegnahme der späteren Wissenschaftsgläubigkeit, allerdings als Reaktion auf die mittelalterliche Scholastik in diesem Kontext zu sehen. Im Gegensatz zu den sonstigen zeitgenössischen utopischen Gesellschaftsentwürfen ist sie von einem relativ „herkömmlichen“ Staatsverständnis geprägt.

Jonathan Swift wiederum hat sich in *Gullivers Reisen* (1726)¹⁶ wie Morus des Stilmittels der Satire bedient, um seinen Zeitgenossen den Spiegel einer gänzlich anders organisierten Gesellschaft vorzuhalten. Im vierten Teil schildert er eine Gesellschaft von Pferden, die friedlich, egalitär und in Einklang mit der Natur leben und von den (von ihnen

„Yahoos“ genannten) Menschen eine denkbar schlechte Meinung haben. In gewisser Weise kann man diesen Teil auch unter dem Aspekt des „Tierschutzes“ lesen.

Die „Frühsozialisten“

Bei den sogenannten utopischen oder Frühsozialisten hat es dann nicht nur Versuche gegeben, Zukunftsmodelle theoretisch zu entwickeln, sondern auch, sie im lokalen Rahmen in die Tat umzusetzen.

Owen, Fourier, Saint-Simon gehören beispielsweise in diese Kategorie, auf die sich Marx vorwiegend bezog, aber, worauf Wolfgang Harich, auf den wir noch zurückkommen werden, hinweist, im Grunde auch *Rousseau* und insbesondere *Babeuf*.

Robert Owen entwickelte eine Modellvorstellung, die einige wichtige Grundelemente enthält: Basisdemokratie, Regionalisierung und insbesondere gleich gute Bildung für alle.¹⁷ An der Einehe hielt Owen fest, sprach sich aber für die Möglichkeit der unkomplizierten Scheidung aus, wenn das Ziel der Ehe, das Glück beider zu gewährleisten, nicht erreicht werde.¹⁸ Sein Versuch, sein Modell in den USA in der Siedlung New Harmony praktisch umzusetzen, scheiterte wie zahlreiche andere Projekte insularer sozialer Reformprojekte. In England, wo er begann, hatte er nachhaltige Wirkung. Friedrich Engels schrieb über ihn: „Alle gesellschaftlichen Bewegungen, alle wirklichen Fortschritte, die in England im Interesse der Arbeiter zustande gekommen, knüpfen sich an den Namen Owen.“¹⁹

Ein Naturbezug im ökologischen Sinn findet sich bei Owen ebenso wenig wie beim folgenden Autor:

Saint Simon legt den Schwerpunkt seiner Entwürfe auf die wissenschaftliche Analyse. Er will die anarchische Form der kapitalistischen Produktion durch ein rational geplantes Gesamtsystem ersetzen und sozusagen die Gesellschaft wie ein riesiges Industrieunternehmen organisieren. Für ihn steht die Entfaltung der Produktivkräfte im Vordergrund. Aber Ziel seines „neues Christentums“ ist gleichzeitig auch

das Verschwinden der Herrschaft des Menschen über den Menschen, oder, wie es Friedrich Engels ausdrückte, „die Überführung der politischen Regierung über Menschen in eine Verwaltung von Dingen und eine Leitung von Produktionsprozessen, also... die Abschaffung des Staates.“²⁰

Das 18. und 19. Jahrhundert brachten noch eine ganze Reihe von frühsozialistischen Utopisten hervor: *Jacques Roux, Francois-Joseph L'Ange, Filippo Buonarotti, Richard Labautiere, Albert Laponneraye, Louis Blanc, Etienne Cabet, Pierre-Joseph Proudhon, Theodore Dezamy, Louis-Auguste Blanqui*, um nur die wichtigsten zu nennen.²¹

Ein später Utopist des 19. Jahrhunderts war *Edward Bellamy*, dessen Science Fiction-Roman *Ein Rückblick aus dem Jahr 2000* ein Bestseller wurde, allein in den ersten zwei Jahren wurden über 300.000 Exemplare verkauft. Interessant ist die Haltung der Menschen des Jahres 2000 zur Arbeit: „Wir sehen sie (die Arbeit – Anm. d. Verf.) als eine durch die Notwendigkeit uns auferlegte Pflicht an, von der wir erst frei sein müssen, wenn wir uns voll und ganz der höheren Bethätigung unserer Kräfte, den geistigen und seelischen Genüssen und Bestrebungen hingeben können, welche allein das wahre Leben ausmachen.“²²

Hervorzuheben ist auch der von dem englischen Sozialisten William Morris verfasste Roman *Kunde von Nirgendwo*²³, in dem, in Form einer Traumreise, die Utopie einer Gesellschaft im Einklang mit der Natur entwickelt wird. Morris ist so ziemlich der einzige, der im 19. Jahrhundert die Frage des Verhältnisses zur Natur in dieser Form thematisiert.

Zwischenbilanz

Bevor wir uns kurz den zeitgenössischen Utopien zuwenden, wollen wir einmal sehen, was die verschiedenen, bis hierhin geschilderten utopischen Gesellschaftsentwürfe an Gemeinsamkeiten und Unterschieden aufweisen, und ob sich darin bereits Ansätze für eine Thematisierung des Verhältnisses Mensch-Natur erkennen lassen.

Was die Gemeinsamkeiten betrifft, so wäre zuvörderst die Abschaffung des Privateigentums zu nennen. Der zweite Punkt ist die gleiche Verteilung der Ressourcen nach einem „Gesellschaftsvertrag“. Der dritte ist die allgemeine und umfassende Bildung.

Unterschiedliche Ansichten finden wir betreffend Ehe und Familie – hier zeigen sich von ihrer Abschaffung samt kollektiver Kindererziehung bis hin zu relativ rigiden Vorstellungen sehr disparate Ansätze. Die Gleichstellung der Geschlechter findet sich nicht durchgängig (in diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass es sich sämtlich um von Männern verfasste Schriften handelt!), aber in der überwiegenden Zahl der Gesellschaftsentwürfe.

Betreffend die Organisation eines Staatswesens ist ebenfalls kein durchgängiges Muster zu erkennen, die Spanne reicht von Platons Philosophenherrschaft über Saint Simons Expertenverwaltung bis hin zur freien Assoziation der Produzenten. Quasi-totalitäre Ansätze finden sich ebenso wie geradezu anarchistisch anmutende.

Das Problem des ökologischen Gleichgewichts wird allerdings nirgendwo thematisiert. Wie bereits eingangs bemerkt, ist dies auch nicht verwunderlich. Die „Schrumpfung des Raumes“ der Postmoderne, die das Bewusstsein für die Endlichkeit der Ressourcen schärfte, hatte gerade erst begonnen.* Aber dennoch findet sich bei den erwähnten Autoren der ein oder andere Hinweis auf das Verhältnis zur Natur:

– Morus zum Beispiel fügt ein Kapitel ein, in dem er den fiktiven Erzähler über die Probleme der Massentierhaltung räsonieren lässt.

* Der Begriff „Schrumpfung des Raumes“, heute wahlweise Neil Postman, Marshall McLuhan oder auch Paul Virilio zugeschrieben, ist viel älter: So sprach man schon in einem Artikel von *Quarterly Review* im Jahr 1839 in Bezug auf das neue Transportmittel Eisenbahn von der „allmählichen und vollständigen Ver-nichtung des Raumes und der Entfernung“.

– Einer derer, die sich über die Grenzen der Ressourcen Gedanken machten, war Proudhon:

„Ebenso ist die Erde für unsere Erhaltung unentbehrlich, folglich gemeinsames Gut und nicht aneignungsfähig. Aber die Erde steht in viel geringerem Ausmaß zur Verfügung als die anderen Elemente; deshalb muss man ihre Nutzung regeln, nicht zum Vorteil einiger weniger, sondern im Interesse und zur Sicherheit aller“²⁴ – eine Erkenntnis, die angesichts der in Kapitel 2 aufgezählten Probleme der industriellen Landwirtschaft geradezu prophetisch anmutet.

– Bei Owen findet sich ebenfalls eine Bemerkung zur Nachhaltigkeit:

„Ein anderer Teil dieses Reichtums wird benutzt, um landwirtschaftliche Produkte von minderer Qualität anzubauen und daraus hinterher minderwertige Nahrungsmittel, Kleider usw. herzustellen. Durch diesen Fehler wird viel Land, Kapital und Arbeit vergeudet bzw. schlecht angewendet, denn alle Arten von Lebensmitteln, Kleidung usw. von besserer Qualität sind weit dauerhafter und wirtschaftlicher für den Verbraucher und sind selbstverständlich um so vorteilhafter für das öffentliche Interesse.“²⁵ Was Owen wohl zu den heutigen Wegwerfprodukten gesagt hätte?

Die kruden Veröffentlichungen von Malthus²⁶ hinterließen allerdings ihre Spuren: Fast alle Frühsozialisten thematisierten das Problem der „Überbevölkerung“ und machten alle möglichen Lösungsvorschläge. Während bei den frühen Utopisten das Problem durch Bildung von „Kolonien“ gelöst werden sollte, auch noch bei Rousseau, wurden im 19. Jahrhundert die unterschiedlichsten Strategien diskutiert. Am „modernsten“ argumentiert dabei Fourier, der – etwas verkürzt gesagt – davon ausgeht, daß mit der Einführung einer aufgeklärten und vernünftigen Gesellschaftsform sich das Problem lösen lasse.

Zeitgenössisches

Die Ökologiebewegung, die sich seit den sechziger Jahren entwickelte, hat dann, meist in Romanform gegossen, eine große Zahl von konkreten Utopien generiert, die in mehr oder weniger deutlicher Form die ökologische Frage explizit einbezogen:

Zum einen *Ökotopia* (und das Nachfolgebuch *Wege nach Ökotopia*) von *Ernest Callenbach*: 1975 entwarf Callenbach mit seinem Roman das Konzept einer ökologisch, basisdemokratisch und friedlich organisierten Gesellschaft in den vom Rest der USA 1980 (teilweise) abgespaltenen Bundesstaaten Kalifornien, Oregon und Vermont. Auch hier handelt es sich um einen Reisebericht: ein Journalist aus den Rest-USA will eine Reportage schreiben, fährt mit erheblichen (antikommunistischen) Vorurteilen los, kehrt dann aber schließlich nicht mehr zurück...²⁷ Callenbachs Utopie schildert ein teilweise belustigendes (es gilt als revolutionär, dass die Werbung als Block zwischen den Filmen ausgestrahlt wird), teilweise aber auch sehr durchdachtes Szenario, stellenweise mit Rückgriffen auf bereits Bekanntes. Eine Auswahl: Mülltrennung und Recycling, kostenlose weiße Leihfahrräder (wie bei den Kabouters in Amsterdam), kein Flugverkehr, ehemalige Konzerngebäude wurden zu Wohnhäusern, die Kleidung ist extrem haltbar und neue Erfindungen gehen nur dann in die Produktion, wenn nachgewiesen wurde, dass das Produkt vom Besitzer repariert werden kann. Die Wirtschaft wird als geschlossene Kreislaufwirtschaft beschrieben, das Privateigentum ist nicht vollständig abgeschafft, aber die Großkonzerne gibt es nicht mehr. Der Agrarbereich ist staatlich, es gibt Belegschaftsbetriebe in Selbstverwaltung, eine ökologisch ausgerichtete Investitionslenkung, die Erbschaftssteuer auf produktives Eigentum, Partnerschaftsbetriebe genießen Vorrang, und vor allem ein bedingungsloses Grundeinkommen. Es herrscht vollständige Gleichberechtigung.

Callenbachs *Ökotopia* ist keine kommunistische Gesellschaft, es basiert auf Klein- und Mittelbetrieben und einer

weitgehend basisdemokratischen – aber sehr wohl zentralisierten – politischen Struktur.

Eine wenig konsistentes, aber komplett dezentrales Modell stellt der unter dem Pseudonym *P. M.* schreibende Autor der Bücher *Weltgeist Superstar*, *bolo'bolo* und *Olten – alles aussteigen* vor. In *bolo'bolo* ist die Welt in „Subsistenzgruppen“ von jeweils ca. 500 Personen zerlegt, die miteinander in freiem Austausch stehen.²⁸

Walter G. Neumanns „Revonnah“²⁹ wiederum erinnert an *Ökotopia*:

„Zu dieser Zeit gibt es keine Staaten, Grenzen, kein Geld, keine Pflichten, keine Moral, keinen Zwang zur Arbeit, keine sexuellen Hemmungen, keine Erziehung mehr...“.

Es spielt im (ökokommunistisch gewandelten) Hannover (Revonnah ist die anagrammatische wie inhaltliche Umkehrung). Das Manifest im Schlusskapitel umfasst die folgenden Punkte:

- Gründung einer republikanischen, radikalen, repräsentativen und rationalen Rätepartei; als Ergänzung der grün-alternativen Bewegung wie ihres Parlamentarismus;
- ein Netz alternativer Arbeit und Produkte;
- Destruktion der Luxus-Arbeit;
- Verzicht auf Hetzberichterstattung zugunsten dokumentarischer Information;
- Werbungsverbot;
- Entschulung der Erziehung;
- Abschaffung der Schulpflicht zugunsten des freien Angebots von Projekten;
- ein Mindesteinkommen aller Menschen;
- Auflösung aller bestehenden Institutionen zugunsten von Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die von Politologen, Pädagogen und Psychoanalytikern geleitet werden;
- ausreichend Wohnraum für jeden Menschen in kommunikationsfördernden Zusammenhängen;

- Abschaffung des privaten Autoverkehrs, Nulltarif bei öffentlichen Verkehrsmitteln;
- jeder Bürger sollte eine Psychoanalyse machen;
- Anerkennung und Unterstützung jeder weiblichen Emanzipation durch Männer, Begleitung durch eigene Emanzipation;
- Priorität für Frauen bei der Verteilung gesellschaftlicher Funktionen.³⁰

Auch *Dinotopia* von *James Gurney*³¹ ist ein aktuelles Beispiel, auch wenn es sich eher um ein Kinderbuch handelt. *Dinotopia* ist eine fiktive Insel, auf der Menschen und sprechende Dinosaurier friedlich zusammenleben. Auf *Dinotopia* gelten elf Lehrsätze: Ein Wassertropfen hebt den Ozean an; Es überleben alle oder keiner; Waffen sind Feinde, selbst für ihre Besitzer; gib mehr, nimm weniger; andere zuerst, Du selbst zuletzt; beobachte, höre zu und lerne; mach' niemals zwei Dinge zugleich; Singe jeden Tag: trainiere Deine Fantasie; iss um zu leben, lebe nicht um zu essen; finde das Licht.

Bernd Leßmanns „alternatives Lesespiel“ mit dem Namen *Metamorphose*³², entwirft das Szenario einer direkten Demokratie, die sich gegen eine äußere Bedrohung zur Wehr setzen muss. Interessant ist vor allem, wie er (vor der Zeit des Internet) durch Zusammenschaltung von Telefon, Rundfunk und Fernsehen sozusagen die materiellen Voraussetzungen für direkte partizipative Demokratie konstruiert, nämlich die Teilnahme an allen Verhandlungen und Entscheidungen „in Echtzeit“.

Und last but not least gibt es aus den letzten 40 Jahren eine Unzahl von Frauen verfasster Utopien, unter anderem von der Nobelpreisträgerin *Doris Lessing*.³³ Diese haben sämtlich gemeinsam, daß sie neben der Aufhebung des Patriarchats durchgängig eine „Neukonstitution des Geschlechterverhältnisses und, als damit untrennbar verbunden, den Entwurf eines nicht-herrschaftlichen gesellschaftlichen Naturverhältnisses“³⁴ beinhalten. In dieser Hinsicht

sind sie stellenweise eindeutig konsequenter als die – zu Unrecht erheblich bekannteren – männlichen Pendanten.

Als Beleg hierfür kann *Winterplanet* von *Ursula LeGuin* dienen.³⁵ Sie bedient sich in ihrem Science Fiction-Roman des Kunstgriffs, auf einem fernen Planeten eine humanoide Rasse zu beschreiben, die keine feste geschlechtliche Festlegung kennt, und damit klarzumachen, wie stark wir von der Vorstellung einer rein bipolaren Sexualität geprägt sind – mit allen Konsequenzen für das soziale Zusammenleben wie Ehe, Familie und Kindererziehung. Und die Bewohner haben eine eindeutige Haltung zur Ökologie.

Und die „negativen Utopien“?

Die sind hier eigentlich nicht das Thema, aber zumindest insofern interessant, als sich bei ihnen eine Tendenz bei der Veränderung der Inhalte erkennen lässt, die zu der ihrer positiven Kontraparts parallel verläuft.

Ihre Zahl wächst in dem gleichen Maße wie das Bewusstsein dafür, daß der Globus zunehmend aus den Fugen gerät. War es bei *Orwells 1984* (1949), in gewissem Sinne auch *Farm der Tiere*, und *Bradburys Fahrenheit 451* (1953) die Bedrohung der Diktatur, des „Big Brother“, der Gleichschaltung, die im Vordergrund standen, so wird bei dem Film *Metropolis* (1927) und auch bei *Huxleys Brave New World* (1932) bereits früh der Aspekt der Durchtechnologisierung aller Lebensbereiche ins Spiel gebracht – letzteres angesichts von Befruchtungstechniken und Gen-Engineering ein durchaus prophetisches Werk. Eine recht gelungene Kompilation aus den drei Motiven mit dem Zusatz der Gesundheitsdiktatur hat *Juli Zeh* mit dem Roman *Corpus delicti* verfertigt, der 2009 erschien.

In den letzten Jahrzehnten haben sich analog zu den positiven Utopien Grundthemen durchgesetzt, die die Umweltzerstörung und -vergiftung, sei es durch Krieg oder andere katastrophische Ereignisse, bzw. deren Folgen für die Menschen thematisieren. Beispielhaft seien diesbezüglich die Filme *Mad Max* (1979), *Waterworld* (1995), aber auch

der Comic *Tank Girl* genannt, von den sogenannten Katastrophenfilmen einmal ganz abgesehen. Ein früher Vertreter dieses Genres ist der (1968 verfilmte) Roman von Pierre Boulle, *Planet der Affen*.

Margaret Atwoods dystoper Roman *Der Bericht der Magd* (1990 von Volker Schlöndorff verfilmt) nimmt insofern eine gewisse Sonderstellung ein, als er die Frauenunterdrückung in den Mittelpunkt stellt, die aus einer Regression der Gesellschaft resultiert. Hintergrund ist bei ihr nicht ein „katastrophisches Ereignis“, sondern ein Zusammenspiel aus Umweltverseuchung, Attentaten und gesellschaftlicher Reaktion darauf, das entsprechende Folgen zeitigt – und insofern immer noch höchst aktuell ist.

Schlussbemerkung

Ein „Ende der Utopien“, wie es der deutsche Kolumnist Joachim Fest 1991 forderte, ist jedenfalls nicht in Sicht, und ein „Ende der Geschichte“ in den zeitgenössischen Utopien auf jeden Fall nicht im Fukuyama'schen³⁶, sondern eher im Sinne Adornos, der dies erst nach der Transformation in eine *freie Gesellschaft* als gegeben sah.

Es ist nicht zuletzt das große Verdienst der Ökologiebewegung, der zahllosen Umweltschutzgruppen, Bürgerinitiativen und nicht zuletzt auch der Bewegung für nachhaltigen ökologischen Landbau, dass sie auch „traditionelle“ Sozialisten, zumeist „infiziert“ von der Wachstumsideologie des sogenannten Realsozialismus (mit der wir uns noch beschäftigen werden), sozusagen dazu gezwungen hat, angesichts der rasant fortschreitenden Naturzerstörung, die jetzt in dem menscheitsbedrohenden Klimawandel kulminiert, eine Neubestimmung des Projekts einer klassen- und herrschaftslosen Gesellschaft vorzunehmen. Man kann sagen, dass sich in der utopistischen Literatur diesbezüglich in den letzten Jahrzehnten ein Paradigmenwechsel vollzogen hat. Die Frage der Naturzerstörung, die in den frühen Utopien fehlte, nimmt darin eine zentrale Stelle ein, ohne

die soziale Frage und die Frage der Gleichheit, auch der Geschlechter, zu vernachlässigen.

Und es lohnt sich deswegen durchaus, diese Entwürfe, bzw. einige ihrer Komponenten, ernst zu nehmen und in die Überlegungen, wie eine bessere, vor allem eine ökologisch nachhaltigere zukünftige Gesellschaftsordnung aussehen könnte bzw. wie dahin zu gelangen wäre, einzubeziehen. Utopien sind weder nutzlos noch verzichtbar. Sie haben ihre Gründe, oder, um dem zitierten Joachim Fest noch einmal Leo Kofler ins Stammbuch zu schreiben:

„Einer der wichtigsten bewussten und unbewussten Gründe der Ausformung utopischen Wunschdenkens ist die Sehnsucht nach der Wiederherstellung oder bloßen Herstellung einer ästhetischen-dionysischen Kultur für alle. Deshalb sind alle echten Utopien revolutionär; deshalb werden sie gehasst, gefürchtet und verleumdet. Seit alters her und bis tief in die Neuzeit hinein war die Utopie eine harmlose Tarnform für die gefährlichere Forderung nach Umwälzung der Lebensverhältnisse. Die Vorstellung, dass es Gleichheit und Harmonie gegeben hat, dass es sie aber nun nicht mehr geben kann, ist für die Herrschenden und ihre ideologischen Trabanten natürlich eine angenehmere Vorstellung als die Idee, dass es wieder werden soll und muss wie früher.“³⁷

Marxismus der Technik, wenn er einmal durchdacht sein wird, ist keine Philantropie für misshandelte Metalle, wohl aber das Ende der naiven Übertragung des Ausbeuter- und Tierbändigerstatus auf die Natur.

Ernst Bloch in *Das Prinzip Hoffnung*¹

3. Ist Karl an allem schuld? – Marx, Engels und die Ökologie

Karl Marx und Friedrich Engels werden im allgemeinen für das verantwortlich gemacht, was sich selbst „realer Sozialismus“ nannte. Folgerichtig werden die beiden unter anderem auch für das in Haftung genommen, was die so genannten realsozialistischen Staaten an Umweltzerstörung produzierten. Aber kann man die Theorie von Marx und Engels tatsächlich dafür verantwortlich machen, dass der Raubbau an den natürlichen Ressourcen und die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen in den Ländern, in denen sich die Machthaber auf den Marxismus beriefen, eher noch größere Ausmaße hatte als in den kapitalistischen Ländern? Ist der Marxismus eine von Grund auf technik- und fortschrittsgläubige Ideologie?

Der Frage, welche Hintergründe die Umweltpolitik in den so genannten realsozialistischen Staaten hatte, wollen wir im nächsten Kapitel nachgehen. Doch zunächst einmal werden wir uns damit beschäftigen, ob die Sozialismusvorstellungen von Marx und Engels tatsächlich im Widerspruch zu einer ökologisch nachhaltigen Gesellschaftsveränderung stehen.

Marxismus – Methode oder Katechismus?

Der dialektische Materialismus ist keine Religion mit einem ewig gültigen Katechismus von Lehrsätzen. In erster Linie ist er eine Methode, die Welt zu verstehen, sie zu analysieren und aufgrund des erreichten Verständnisses Änderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse in die Wege leiten zu können. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung ist also

das, was im allgemeinen als Marxismus bezeichnet wird, nicht einfach eine ökonomische Theorie. Es ist auch nicht einfach eine Gesellschaftstheorie, wie z. B. die so genannte Frankfurter Schule von Adorno und andere annahmen, es ist weit mehr als das.

Zweitens können derartige Theorien qua Definition nicht „fertig“ sein, also einen Katechismus darstellen, in dem alles und jedes ewig gültig für alle Zeiten festgelegt ist. Derartiges hat mit Wissenschaft – und Marx verstand sich in erster Linie als Wissenschaftler – nichts zu tun. Wissenschaftliche Erkenntnis schöpft aus der Beobachtung und Analyse der bestehenden materiellen Umwelt einschließlich bereits existierender, aus eben jener hervorgegangener wissenschaftlicher Erkenntnisse und ist demzufolge zeitgebunden. „Ewige Wahrheiten“ sind nicht die Sache der Wissenschaft, sondern der Religion, die, ob mit Bibel, Koran oder Thora, die finale, unveränderliche Wahrheit in Händen zu haben meint.

Deshalb ist es auch unsinnig, Marx oder Engels vorzuwerfen, dass, was unbestreitbar ist, die Ökologie, speziell die Frage der Endlichkeit der Ressourcen und die Umweltzerstörung, nicht im Zentrum ihrer Analysen stehen, sondern, wie zu zeigen sein wird, eher embryonal angelegt sind. Man muss, wie wir bereits im vorigen Kapitel ausgeführt haben, darauf hinweisen, dass ökologische Fragen in der politischen Debatte des 19. Jahrhunderts fast keine Rolle spielten. In einer Zeit, in der große Teile des Globus noch unerforscht waren, war ein wesentliches Bewusstsein für die Endlichkeit der Ressourcen nicht vorhanden, auch wenn, wie bereits angemerkt, die ersten Anfänge eines einschlägigen Diskurses mit den Theorien von Malthus² betreffend die „Überbevölkerung“ zu verzeichnen waren. Aber dabei ging es nicht um die Wechselwirkung zwischen Natur und menschlichen Eingriffen in erstere, sondern um die Frage der Ernährung der Spezies Mensch.

Marx und Engels waren Kinder ihrer Zeit und hatten demzufolge das Problem des ökologischen Gleichgewichts

genau so sehr oder so wenig im Blick wie ihre Zeitgenossen. Das heißt aber nicht, dass sie sich die dahinter stehende Frage, nämlich die nach dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur und der Wechselwirkung zwischen beiden, nicht gestellt und diese nicht entsprechend thematisiert hätten, wie wir gleich zu zeigen versuchen werden

Drittens schließlich wird dem Marxismus häufig unterstellt, es handele sich um eine deterministische Ideologie, die auf der Vorstellung eines immerwährenden (materiellen) Fortschritts fuße. Dabei handelt es sich um ein wahlweise unabsichtliches oder absichtliches Missverständnis. Genauso wenig, wie Marx die vergangene geschichtliche Entwicklung als zwangsläufig im Sinne von alternativlos ansah, sah er die zukünftige Entwicklung so. Die Frage, wie Geschichte sich entwickelt, entscheidet sich weder allein an den objektiven materiellen Grundlagen noch allein an der bewussten Intervention des Individuums oder des Kollektivs in den geschichtlichen Prozess, sondern an der dialektischen Wechselwirkung zwischen diesen beiden Komponenten des historischen gesellschaftlichen Prozesses. Das impliziert, dass die Geburt einer neuen Gesellschaftsordnung einerseits nur bei den entsprechend gegebenen materiellen Voraussetzungen möglich ist. Hierzu hat Friedrich Engels beispielsweise in seiner „Denkschrift über den Aufstand in Spanien im Sommer 1873“ ein paar eindeutige Bemerkungen niedergelegt.* Die Vorstellung andererseits, dass bei einem be-

* „Spanien ist ein in der Industrie so sehr zurückgebliebenes Land, dass dort von einer *sofortigen* vollständigen Emanzipation der Arbeiterklasse noch gar nicht die Rede sein kann. Ehe es dahin kommt, muss Spanien noch verschiedene Vorstufen der Entwicklung durchmachen und eine ganze Reihe von Hindernissen aus dem Wege räumen. Den Verlauf dieser Vorstufen in die kürzestmögliche Zeitdauer zusammendrängen, diese Hindernisse rasch zu beseitigen – dazu bot die Republik die Gelegenheit. Diese Gelegenheit konnte aber nur benutzt werden durch tätiges politisches Eingreifen der spanischen Arbeiterklasse.“ Zit. nach: MEW, Dietz Verlag, Berlin. Band 18, 5. Auflage 1973, S. 476-493.

stimmten Entwicklungsstand der Produktivkräfte „die Revolution“ sozusagen von selbst käme, ist dem Marxismus ebenso fremd wie die umgekehrte, von bürgerlichen Idealisten und auch Anarchisten vertretene, dass es ausschließlich auf die Intervention des Subjekts, auf das „Bewusstsein“ ankäme.

Viertens muss darauf hingewiesen werden, dass die Marx'sche Theorie in mehrerlei Hinsicht nicht „fertig“ entwickelt ist. Zum einen kann sie das schon deshalb nicht sein, weil sie, wie oben bereits herausgestellt, kein geschlossenes System im Sinne der bürgerlichen Philosophie darstellt, sondern in erster Linie eine Methode, die auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse angewendet werden muss. Zum anderen ist es offensichtlich, dass Marx im Rahmen seines eigenen Erkenntnisprozesses auch immer wieder Wendungen vollzogen hat, was das methodische Herangehen an Probleme betrifft. So wies Henryk Grossmann bereits 1929 darauf hin, dass Marx beispielsweise den Plan für *Das Kapital* zwischen 1859 und 1866 aus bestimmten Gründen entscheidend veränderte.³

Marxismus und ökologische Frage

Es geht also, wenn man die Frage beantworten will, ob eine zukünftige, die Wechselwirkung zwischen Mensch und natürlicher Umwelt respektierende Gesellschaftsordnung den marxistischen Sozialismus- und Entwicklungsvorstellungen widerspricht, zunächst einmal darum, herauszufinden, ob sich aus der marxistischen Theoriebildung ein grundsätzlich fortschrittspositivistisches Verständnis herauslesen lässt, respektive, ob das Verhältnis Mensch – Natur in entsprechendem Kontext thematisiert wird.

Michael Löwy hat sich vor einigen Jahren eingehend mit diesem Problem auseinandergesetzt.⁴ Er weist insbesondere darauf hin, dass Friedrich Engels in seinem Werk *Dialektik der Natur* etwas formuliert hat, was für den „ökologischen Imperativ“, mit dem wir uns später noch beschäftigen werden, grundlegend ist:

„Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unsern menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andre, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben. Die Leute, die in Mesopotamien, Griechenland, Kleinasien und anderswo die Wälder ausrotteten, um urbares Land zu gewinnen, träumten nicht, dass sie damit den Grund zur jetzigen Verödung jener Länder legten, indem sie ihnen mit den Wäldern die Ansammlungszentren und Behälter der Feuchtigkeit entzogen. Die Italiener der Alpen, als sie die am Nordabhang des Gebirges so sorgsam gehegten Tannenwälder am Südabhang vernutzten, ahnten nicht, dass sie damit der Sennwirtschaft auf ihrem Gebiet die Wurzel abgruben; sie ahnten noch weniger, dass sie dadurch ihren Bergquellen für den größten Teil des Jahrs das Wasser entzogen [...]. Und so werden wir bei jedem Schritt daran erinnert, dass wir keineswegs die Natur beherrschen, wie ein Eroberer ein fremdes Volk beherrscht, wie jemand, der ausser der Natur steht – sondern dass wir mit Fleisch und Blut und Hirn ihr angehören und mitten in ihr stehen, und dass unsre ganze Herrschaft über sie darin besteht, im Vorzug vor allen andern Geschöpfen ihre Gesetze erkennen und richtig anwenden zu können.“⁵

Hervorzuheben ist hier vor allen Dingen, dass der Begriff „Herrschaft“ in Bezug auf die Natur richtiggestellt und nicht in dem Sinne verwendet wird, wie er beispielsweise in gewissen religiösen Richtungen auftaucht, beziehungsweise wie er in der herrschenden Gesellschaftsordnung als selbstverständlich vorausgesetzt wird (auch wenn die offiziellen Verlautbarungen dies nicht immer nahelegen). Auch hierauf werden wir noch zurückkommen. In den *ökonomisch-philosophischen Manuskripten* nimmt Marx zur Frage, ob der Mensch außerhalb oder über der Natur stehe, eindeutig Stellung:

„Die Natur ist der unorganische Leib des Menschen, nämlich die Natur, soweit sie nicht selbst menschlicher Körper ist. Der Mensch lebt von der Natur, heißt: Die Natur ist sein Leib, mit dem er in beständigem Prozess bleiben muss, um nicht zu sterben. Dass das physische und geistige Leben des Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andren Sinn, als dass die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Teil der Natur.“⁶

Engels wiederum präzisiert an anderer Stelle, was Marx bereits erheblich früher in seinen *ökonomisch-philosophischen Manuskripten* niederlegte:

„Der Kommunismus als positive Aufhebung des Privateigentums als menschlicher Selbstentfremdung und darum als wirkliche Aneignung des menschlichen Wesens durch und für den Menschen; darum als vollständige, bewusst und innerhalb des ganzen Reichtums der bisherigen Entwicklung gewordne Rückkehr des Menschen für sich als eines gesellschaftlichen, d. h. menschlichen Menschen. Dieser Kommunismus ist als vollendeter Naturalismus Humanismus, als vollendeter Humanismus Naturalismus, er ist die wahrhafte Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen mit der Natur und mit dem Menschen, die wahre Auflösung des Streits zwischen Existenz und Wesen, zwischen Vergegenständlichung und Selbstbestätigung, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung. Er ist das aufgelöste Rätsel der Geschichte und weiß sich als diese Lösung.“⁷

Wir können also feststellen, dass Marx die grundlegende Frage, nämlich, ob der Mensch sozusagen außerhalb oder über der Natur im Sinne der Beherrschung stehe, sich durchaus gestellt und auch in dieser Allgemeinheit eine Antwort gegeben hat: Der Mensch ist ohne die „Natur“, heute würde man sagen „natürliche Umwelt“, nicht denkbar; und er stirbt sozusagen mit ihr.

Man könnte, und Michael Löwy hat das in der zitierten Arbeit getan, noch eine ganze Reihe weiterer Belege dafür anführen, dass Marx die Aufhebung der Herrschaft des

Menschen über den Menschen und die dafür nötige Beseitigung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln gleichzeitig als die Aufhebung des „Widerstreites mit der Natur“ begreift.

Der deutsche Philosoph und Soziologe Alfred Schmidt hat bereits 1962 als Dissertation die Untersuchung *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx* vorgelegt.⁸ Er kam zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie später Löwy und schreibt:

„In der Dialektik der Natur deckt Engels den inneren Zusammenhang auf zwischen der bürgerlichen Produktionsweise...einerseits und jener imperialen Praxis (und Ideologie) andererseits, die für die Natur sich stets schon darin erschöpft, Substrat ausbeuterischen Zugriffs zu sein. ‚Gegenüber der Natur wie der Gesellschaft‘, unterstreicht Engels, ‚kommt bei der heutigen Produktionsweise vorwiegend nur der erste, handgreiflichste Erfolg in Betracht; und dann wundert man sich noch, dass die entfernteren Nachwirkungen der hierauf gerichteten Handlungen ganz andere, meist ganz entgegengesetzte sind.‘⁹ Wo es lediglich um die ‚Erzielung des nächsten unmittelbarsten Nutzeffekts der Arbeit‘¹⁰ geht, können – langfristig – Rückschläge nicht ausbleiben. Die Triumphe der Natur erwiesen sich als Pyrrhussiege.“

Die Frage, wie Marx es mit dem „Fortschritt“, der „unbegrenzten Entfaltung der Produktivkräfte“, hält, ist etwas schwieriger zu beantworten.

In der Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Ökologiebewegung ist in diesem Kontext erst einmal ein grobes Missverständnis zu beseitigen, das seit Jahrzehnten durch die Debatten geistert, dass nämlich „der Marxismus“ einem grenzenlosen Produktivismus (und Konsumismus) das Wort rede. Dieses Missverständnis resultiert in erster Linie aus der Verballhornung des Marxismus in den sogenannten realsozialistischen Staaten – mit Marx selbst hat es allerdings wenig zu tun.

Ziel ist für Marx nicht die unbegrenzte und immer weitere „Entwicklung der Produktivkräfte“, sondern Ziel ist die Befreiung des Menschen von notwendiger Arbeit als Voraussetzung der „Menschwerdung“ und der Aufhebung der Entfremdung. Die Produktivkraftentwicklung ist also bei ihm, im Gegensatz zur kapitalistischen Ordnung, ausschließlich Mittel, nicht Zweck. Und er formulierte diesen Zweck eindeutig:

„Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion.“¹¹

Marx war sich, auch wenn er aus den genannten Gründen die „Grenzen des Wachstums“ nicht thematisierte, der Janusköpfigkeit der Produktivkraftentwicklung sehr wohl bewusst und hierfür finden sich bereits in der 1845 geschriebenen *Deutschen Ideologie* Belege. Er sieht, getreu dem dialektischen Prinzip, offensichtlich den Umschlag von Quantität in Qualität nicht nur als Einbahnstraße in positive Richtung, sondern antizipiert auch die Möglichkeit der Verwandlung von Produktivkräften in Destruktivkräfte:

„Sie (die Konkurrenz, Anm. d. Verf.) subsumierte die Naturwissenschaft unter das Kapital und nahm der Teilung der Arbeit den letzten Schein der Naturwüchsigkeit. Sie vernichtete überhaupt die Naturwüchsigkeit, soweit dies innerhalb der Arbeit möglich ist, und löste alle naturwüchsigen Verhältnisse in Geldverhältnisse auf. Sie schuf an der Stelle der naturwüchsigen Städte die modernen, großen Industriestädte, die über Nacht entstanden sind. Sie zerstörte, wo sie durchdrang, das Handwerk und überhaupt alle früheren Stufen der Industrie. Sie vollendete den Sieg [der] Handelsstadt über das Land. [Ihre erste Voraussetzung] ist das automatische System. [Ihre Entwicklung er]zeugte eine Masse von Pro[duktivkr]äften, für die das Privat[eigentum] ebensosehr eine Fessel wurde wie die Zunft für die Manu-

faktur und der kleine, ländliche Betrieb für das sich ausbildende Handwerk. Diese Produktivkräfte erhalten unter dem Privateigentum eine nur einseitige Entwicklung, werden für die Mehrzahl zu Destruktivkräften, und eine Menge solcher Kräfte können im Privateigentum gar nicht zur Anwendung kommen.“¹²

An anderer Stelle wird er noch deutlicher:

„In der Entwicklung der Produktivkräfte tritt eine Stufe ein, auf welcher Produktionskräfte und Verkehrsmittel hervorgerufen werden, welche unter den bestehenden Verhältnissen nur Unheil anrichten, welche keine Produktionskräfte mehr sind, sondern Destruktionskräfte (Maschinerie und Geld).“¹³

Angesichts des aktuellen globalen Verkehrskollapses samt seinen zerstörerischen Folgen für die Umwelt im Allgemeinen und das Weltklima im Besonderen kann man diese Bemerkung nur als ebenso zutreffend wie prophetisch charakterisieren.

Wo sich allerdings eine Lücke auftut, ist in der Frage der Bedürfnisse. Auch hier ist die Zeitgebundenheit von Marx insofern zu beobachten, als er zwar des öfteren von „Bedürfnissen“ spricht, die befriedigt werden müssen, aber eine kritische Auseinandersetzung mit der Art der Bedürfnisse (und der Art, wie sie generiert werden) fehlt. Das ist verständlich, wenn man sich vor Augen hält, dass in der Zeit des frühen Industriekapitalismus die soziale Lage der arbeitenden Bevölkerung verheerend war und sich auf Massenebene das Problem des „Überkonsums“ gar nicht stellte. (Mit der Frage der Bedürfnisse werden wir uns später noch beschäftigen.)

Engels hat in seiner Arbeit *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*¹⁴ ausführlich die Zustände in den proletarischen Vierteln der Industriestädte geschildert, in denen verallgemeinertes Elend herrschte und die Befriedigung selbst der banalsten Grundbedürfnisse nicht gewährleistet war. Vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund – der in unserer Zeit allerdings für einen großen Teil der Slums in

den städtischen Wucherungen der sogenannten Dritten Welt bittere Realität ist – ist auch das folgende Zitat von Marx zu sehen:

„Die Arbeit produziert Wunderwerke für die Reichen, aber sie produziert Entblößung für den Arbeiter. Sie produziert Paläste, aber Höhlen für den Arbeiter. Sie produziert Schönheit, aber Verkrüppelung für den Arbeiter. Sie ersetzt die Arbeit durch Maschinen, aber sie wirft einen Teil der Arbeiter zu einer barbarischen Arbeit zurück und macht den andren Teil zur Maschine. Sie produziert Geist, aber sie produziert Blödsinn, Kretinismus für den Arbeiter.“¹⁵

Fazit

Der Marxismus steht zu der Vision einer ökologisch nachhaltigen, nicht auf Produktivismus und Konsumismus fußenden Gesellschaftsordnung nicht im Widerspruch. Zwar ist es richtig, dass von Marx und Engels das Problem der Endlichkeit der Ressourcen nicht explizit und vor allem nicht systematisch thematisiert wurde. Die verheerenden Auswirkungen der kapitalistischen Industrieproduktion allerdings wurden von ihnen sehr wohl gesehen. Und, was wichtiger ist, beide haben die Grundvoraussetzung für einen Ausgleich zwischen den Bedürfnissen des Menschen und der natürlichen Umwelt gelegt, indem sie den Menschen in den Kontext der Natur stellten und darauf hinwiesen, dass er ohne seine natürliche Umwelt nicht (über-)lebensfähig ist.

Letzteres aber ist konstitutiv für die gesellschaftliche Debatte über die Art und Weise, wie eine über den Kapitalismus hinaus weisende Gesellschaft sich organisieren soll, wie das Verhältnis zwischen notwendiger Produktion, Konsumption, Mobilität und Kommunikation und dem Schutz der natürlichen Um-(besser Mit-)welt zu bestimmen wäre.

Produktion um der Produktion willen und Konsumption um der Konsumption willen waren Marxens Sache nicht. Im Gegensatz zu der postmodernen Reduktion des Menschen auf einen ominösen „homo oeconomicus“ liegt

für ihn, wie oben zitiert, das Reich der Freiheit jenseits der materiellen Produktion, während man uns heute weismachen will, dass gemäß der (zugegebenermaßen falschen) alten Luther'schen Übersetzung des alten Testaments das Leben da schön sei, wo es Mühe und Arbeit ist.* (Auch auf die Frage der Arbeitszeit kommen wir später noch zurück.)

150 Jahre nach Marx bleiben viele Fragen zu beantworten, auf die er keine Antworten präsentieren (konnte), weil sie sich zu seiner Zeit nicht oder zumindest anders stellten. Aber seine grundlegenden Erkenntnisse betreffend die Entwicklungsrichtung des Kapitalismus, dessen destruktive Gewalt und seine Missachtung des untrennbaren Zusammenhanges zwischen der Spezies Mensch und der Natur sind aktueller denn je – und sie bieten uns auch heute noch das notwendige methodische Instrumentarium, um unsere Welt analysieren, begreifen – und sie ändern zu können.

Der eingangs zitierte Ernst Bloch drückte dieses Grundlegende, dass nämlich die Analyse des Bestehenden mit dem notwendigen methodischen Instrumentarium erst das Begreifen und damit Verändern ermöglicht, folgendermaßen aus:

„Die abstrakten Utopien hatten neun Zehntel ihres Raums dem Gemälde des Zukunftsstaats gewidmet und nur ein Zehntel der kritischen, der oft nur negativen Beachtung des Jetzt. Dadurch wurde zwar das Bild bunt und lebhaft gehalten, doch der Weg zu ihm ...blieb versteckt. Marx setzte mehr als neun Zehntel seines Schrifttums an die kritische Analyse des Jetzt ...Marxismus ist nicht keine Antizipation, sondern das Novum einer prozesshaft konkreten.“¹⁶

Um die in der Überschrift gestellte Frage zum guten Schluss zu beantworten: Karl ist nicht schuld, und Fritz auch nicht. Es hat ihnen nur keiner genau zugehört – oder

* „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hochkommt, sind es 80 Jahre, und wenn es schön gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“; teilweise anonymes Autorenkollektiv, *Die Bibel*, Württembergische Bibelanstalt Stuttgart, 1964, Psalm 90, 10.

zuhören wollen. Und hinzu kommt, dass gewisse Leute eine Religion aus ihren Ansichten zu machen versuchten.

Und damit wären wir beim „Realsozialismus“.

Möge die mürbe, grüne Brust Sibiriens bekleidet werden mit dem Zementpanzer aus Städten, bewehrt mit den steinernen Mündungen der Fabrikschornsteine und gefesselt durch die Trassen der Eisenbahnen. Soll doch die Taiga eingäsehert, abgebolzt, mag die Steppe zerstampft werden. Sei's drum, so wird es unausweichlich sein. Auf dass nur auf Zement und Eisen der Bruderbund der ganzen Menschheit errichtet werde.

W. Sasubrin, 1926

4. Ökologie und Realsozialismus

Auf der Erscheinungsebene ist die Umweltbilanz der „realsozialistischen“* Systeme eindeutig negativ. Dabei ist es völlig unwesentlich, ob nun quantitativ die sukzessive Zerstörung der Ökosysteme schneller oder langsamer vor sich ging als in den kapitalistischen Ökonomien, oder ob eine offizielle „Umweltpolitik“ existierte oder nicht. Einige der größten Umweltdesaster der Neuzeit waren jedenfalls in der ehemaligen UdSSR und ihrem Einflussbereich zu verzeichnen (und sind es heute z. B. in China): Die Austrocknung des Aralsees, die Vergiftung des Baikalsees, das Waldsterben im Riesengebirge, und nicht zuletzt die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, die die Menschheit noch die nächsten 40.000 Jahre beschäftigen wird. Die sukzessive Zerstörung der fruchtbaren Böden einschließlich Verstepung stand der in den entwickelten kapitalistischen Staaten um nichts nach (wobei die Auswirkungen der industriell und mit massivem Einsatz von Agrochemie betriebenen Landwirtschaft auf unterschiedliche Böden höchst unterschiedlich sein können, worauf F. Uekötter auch in seinem nachstehend zitierten Aufsatz ausdrücklich hinweist).

* Der Begriff Realsozialismus wird in Anführungszeichen gesetzt, weil er rein semantisch schon einmal unsinnig ist: gibt es einen Irrealsozialismus?

Die Krone der Schöpfung

Wie wir gesehen haben, verorteten Marx und Engels den Menschen innerhalb der Natur und erklärten ihn zum untrennbaren Bestandteil derselben, ohne die er nicht (über)lebensfähig sei.

Diese Erkenntnis widerspricht grundsätzlich sowohl der Haltung der christlichen Kirchen weit über das Mittelalter hinaus, wie auch der Haltung der Machthaber in den so genannten realsozialistischen Staaten.

Für die christliche Religion war und ist der Mensch die „Krone der Schöpfung“, und die Bibel ist dahingehend eindeutig: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht“.¹ Wie wir gesehen haben, haben das die Menschen dann auch weidlich getan – oder jedenfalls versucht. Die Folgen sind offensichtlich. (Dass die christlichen Exegeten die verheerenden Effekte dieser Einstellung schließlich begriffen und die entsprechenden Textstellen in den letzten Jahrzehnten flugs öko-kompatibel uminterpretiert haben, ist dabei unerheblich).

Im Grunde haben auch die realsozialistischen Systeme an der Auffassung festgehalten, dass der Mensch sich außerhalb der Natur stellen könne oder dort stehe. Zu dieser Haltung konnten sie allerdings nur kommen, indem sie einige Grundprinzipien des dialektischen und historischen Materialismus außer Betracht ließen. Die theoretische Grundlage hierfür war die Verballhornung des Marxismus unter Stalin. Man ging davon aus, dass objektiv der Kapitalismus eine fortschrittliche Gesellschaftsformation darstelle, die die Produktivkräfte auf ein höheres Niveau hebe und damit die Voraussetzungen für eine neue, über den Kapitalismus hinausgehende Gesellschaft schaffen würde. Also sah man blind jede Hervorbringung des kapitalistischen Industriesystems als „objektiv fortschrittlich“ an und bemühte sich, jede noch so hirnrissige Entwicklung nachzuvollziehen, sei es auf dem Gebiet der Energieproduktion (Atom-

kraftwerke), auf dem Gebiet der Chemieindustrie (Produktion von die Ozonschicht zerstörenden Kühlmitteln und Treibgasen) oder auf dem Gebiet der Landwirtschaft, wo, wie im Folgenden zu belegen sein wird, mit dem industriellen Anbau von Baumwolle im Gebiet des Aralsees eines der größten Umweltdesaster der Neuzeit produziert wurde. Am deutlichsten und kürzesten hat diese vulgärmarxistische Betrachtungsweise vor zirka 20 Jahren ein in der DDR ausgebildeter nicaraguanischer Chemiker dem Autor gegenüber auf den Punkt gebracht: Erstens sei es überhaupt nicht erwiesen, dass die genannten Gase die Ozonschicht wirklich zerstören würden, und zweitens sei es immer so gewesen, dass die Menschen, wenn ein Problem durch ihre industriellen Aktivitäten aufgetaucht sei, dieses durch wieder neue Erfindungen hätten lösen können. Die Hinweise von Marx auf den janusköpfigen Charakter der Produktivkräfte, die durchaus in Destruktivkräfte umschlagen können, waren ihm schlicht nicht bekannt.

Auf der politischen Ebene fand dieses ahistorische und undialektische Verhältnis zum Kapitalismus in den realsozialistischen Staaten seinen Ausdruck in der These vom „Einholen und Überholen“. Bereits zu diesem Zeitpunkt gab es in den kapitalistischen Ländern – und im übrigen auch sehr früh bei einzelnen in den realsozialistischen Ländern – bereits eine Diskussion über die Folgen des extensiven Wachstums und der Umweltzerstörung. Natürlich beteuerten die entsprechenden Apologeten des poststalinistischen Systems, dass es sich bei ihnen um eine grundsätzlich andere Herangehensweise an das ökologische Problem handele, aber ihre Sprache verrät sie von selbst. Ropohl z. B., zustimmend zitiert von Hans Heinz Holz, hat es im Grunde auf den Punkt gebracht, als er schrieb, „nur mit dem Verschwinden des Menschen werde es wieder Natur geben und die Fortexistenz des Menschen bedeute schlicht das Ende der Natur“.² Dieser Satz ist ebenso dumm wie unmarxistisch. Ropohl bezieht sich auf die technischen Eingriffe des Menschen in die natürliche Umwelt und konstruiert daraus,

dass es sich in diesem Moment nicht mehr um Natur handele. Das ist natürlich hanebüchener Unsinn. In westlichen Kulturkreisen wird mit Natur im Allgemeinen das bezeichnet, was nicht vom Menschen geschaffen wurde. Davon ist (glücklicherweise) noch eine ganze Menge übrig: unbelebte wie auch belebte Natur. Ebenso wenig, wie etwa die derzeitige, durch den (menschengemachten) Klimawandel bedingte Ausbreitung der Tigerspinne in Mitteleuropa (und das damit verbundene Zurückdrängen der Kreuzspinne) etwas „Außernatürliches“ darstellt, sondern schlicht eine Reaktion der natürlichen Umwelt auf die menschlichen Artefakte, die versucht, sich unter geänderten Bedingungen neu „einzupegeln“, kann „die Natur“ durch den Eingriff des Menschen „verschwinden“ – es sei denn, er würde in die Lage versetzt, das gesamte Weltall auszulöschen. Natur in ihrer Totalität ist nicht die materielle Umwelt minus den Menschen und sie ist auch nicht unveränderlich. Das einzige, was derartige Protagonisten eines solchen Vulgärmarxismus stalinistischer Prägung beweisen, ist, dass sie ihren Marx nicht zu lesen im Stande waren: Sollte der Mensch seine Lebensgrundlagen endgültig zerstören und vom Globus verschwinden, so wird es nicht „wieder Natur“ geben, sondern schlicht eine Natur ohne den Menschen.

Landwirtschaft, Agrochemie und Aralsee: ein Beispiel für den „Sieg über die Natur“

Wie blind die realsozialistische Wirtschaft die „Errungenschaften“ der Entwicklung der Produktivkräfte in den kapitalistischen Staaten übernahm und nachvollzog, zeigte sich sehr deutlich an der Landwirtschaftspolitik. Die auf kurzfristigen Ertrag ausgerichtete industrielle Agrarwirtschaft mit ihren im zweiten Kapitel kurz angerissenen Folgen wurde ungeprüft und kritiklos übernommen – mit verheerenden Ergebnissen, an denen riesige Gebiete der ehemaligen Sowjetunion (und der Anrainerstaaten) noch heute leiden. Dabei war Agrarwissenschaftlern in den kapitalistischen Ländern schon sehr früh klar, dass diese Form der

Landwirtschaft nicht nachhaltig sein konnte: die Agrarwissenschaften hatten nämlich die Komplexität der Folgen von Eingriffen in die natürlichen Stoffkreisläufe sehr früh erkannt – dass darauf keine Rücksicht genommen wurde, war dem kurzfristigen Profitinteresse geschuldet. Uekötter hat das vor einigen Jahren folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

„Die moderne Intensivlandwirtschaft war also nicht das logische Produkt der Verwissenschaftlichung der Agrarproduktion, wie dies bis heute in konventionellen Darstellungen zu lesen ist. Die Intensivierung stand vielmehr in offenem Widerspruch zum Stand der Agrarwissenschaften in seiner ganzen Breite; und sie konnte nur gelingen, weil all jene Wissens Elemente, die nicht zum Paradigma einer kurzfristigen Intensivierung zu passen schienen, systematisch verdrängt und ‚vergessen‘ wurden. Die Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft war, anders formuliert, eine ausgesprochen partielle; die Erosion von Wissensbeständen genauso wichtig für das Funktionieren der ‚Verwissenschaftlichung‘ wie die Nutzung neuester Forschungsergebnisse.“³

Es gab eine völlige Parallelität in der Agrarwirtschaft zwischen den kapitalistischen und realsozialistischen Ökonomien: Intensivierung mittels Großgeräteinsatz, Chemieproduktion und -einsatz ohne Rücksicht auf die Sekundärfolgen betreffend Auslaugung, Bodenerosion und Grundwasserkontamination – obwohl man es besser hätte wissen können und, gemäß dem eben angeführten Zitat, auch wusste.

Das weltweit wohl eindrucklichste Beispiel für die Kette von Umweltdesastern, die eine solche Wirtschaftsweise nach sich zieht, stellt eine Verbindung zwischen der Produktion von mineralischem Dünger, Herbiziden, Pestiziden, deren Einsatz, künstlicher Bewässerung und den Folgen für eines der ehemals größten Binnengewässer der Erde dar. Es gäbe natürlich noch andere ähnlich deprimierende Beispiele für die kurzsichtige Wirtschaftspolitik der UdSSR, aber wir wollen uns hier auf das folgende beschränken:

1920 entdeckte der russische Mineraloge A. E. Fersman auf der Halbinsel Kola umfangreiche Erzvorkommen.* In erster Linie waren das Apatit, das zur Herstellung von Phosphordünger ideal ist, und Uran im Bereich des Chibiny-Gebirges. Später wurden auch noch Nickel, Kupfer, Kobalt, Platinmetalle, Selen, Tellur, Gold und Silber gefunden. Das ursprünglich von Nomaden und Halbnomaden dünn besiedelte Gebiet wurde zur weltweit größten Produktionsstätte für Phosphordünger, das Apatit wurde im Tagebau gefördert und der Abraum offen abgekippt. Der Arbeitskräftemangel wurde durch die Einrichtung von Straflagern (das erste 1923, das zweite 1928) behoben. Der Abbau war extensiv und nahm keinerlei Rücksicht weder auf die einheimische Bevölkerung noch auf die Folgen für die Umwelt. Da nicht das gesamte Gestein des ‚Apatittrings‘ eine ausreichende Konzentration an Phosphor enthält, fallen bereits beim Abbau große Mengen an ‚taubem‘ Gestein an, die in unmittelbarer Nachbarschaft der eigentlichen Gruben zu großen Halden aufgetürmt werden. Tagebau und Halden sind in die Bereiche ‚Samischer‘, ‚Zentraler‘ und ‚Östlicher Tagebau‘ aufgeteilt und nehmen inzwischen eine Fläche von über 15 km² ein. Dies alles dient nur der Vorverarbeitung.

Der weitaus überwiegende Teil (ca. 80% des zur Verarbeitung aus den Tagebauen angelieferten Materials) verlässt den anschließenden Produktionsprozess als ‚taubes Material‘, sogenannte Pulpe. Diese Pulpe wird über kilometerlange Rohrleitungen auf offenliegende Spülflächen verbracht.

* Die folgende Darstellung betreffend die Halbinsel Kola folgt der Untersuchung von Bernd Cyffka, „Wandel einer Naturlandschaft zu einer Industrielandschaft. Bergbau, Siedlungsentwicklung und Verhüttung auf der Halbinsel Kola“, in: Bernd Herrmann (Hrsg.): *Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2004-2006*, Universitätsverlag Göttingen.

Zwei der drei ursprünglichen Werke wurden zwar inzwischen stillgelegt, aber immer noch ist das ehemalige Kombinat ‚Apatit‘ (mittlerweile eine Aktiengesellschaft, deren Aktienmehrheit der russische Staat hält) heute immer noch der weltgrößte Produzent von Apatitkonzentrat. An der Produktionsweise hat sich nichts wesentliches geändert; wie die Halbinsel aussehen wird, wenn die restlichen Vorkommen ausgebeutet sind, mag man sich nicht vorstellen – von den geschätzten 4 Milliarden Tonnen sind bisher erst 1,3 Milliarden abgebaut.

Mit den gewonnenen mineralischen Düngern wurde ab 1950 unter anderen ein gigantisches Landwirtschaftsprojekt in Angriff genommen, nämlich der großflächige Baumwollanbau im Gebiet der Zuflüsse des Aralsees, zu dieser Zeit mit 68 000 km² der viertgrößte See der Welt.

Die Existenz des Aralsees hängt von den Zuflüssen aus den Flüssen Amu-Darja und Syr-Darja ab – der Aralsee ist ein Endgewässer ohne Abfluss. Den Flüssen der Region wurde schon seit vorgeschichtlicher Zeit Wasser zur künstlichen Bewässerung von Feldern entnommen. Die vorindustriellen Methoden der Bewässerung waren zwar nicht frei von Problemen, bedeuteten aber keine so großen Eingriffe in die Natur wie die dann zu Sowjetzeiten angewendeten Methoden. Sie waren zumeist auch effektiver.

Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg waren Pläne zur großflächigen Bewässerung entwickelt worden, und zwar im Rahmen des ‚Stalinplans zur Umgestaltung der Natur‘*, auf den wir noch zurückkommen werden. Der Zweite Weltkrieg verhinderte das Projekt zunächst, aber 1950 beschloss der Oberste Sowjet, den Kanalbau in großem Stil

* Der letzte Beschluss des Zentralkomitees der KPdSU zum Flussumleitungsprojekt in Sibirien stammt vom Oktober 1984. Kurz vor dem Beginn der Perestroika arbeiteten noch immer fast 150 Experten, über 4.000 Sachbearbeiter und 120 sowjetische Forschungsinstitute an dem Plan.

anzugehen. Neuland sollte gewonnen werden – vor allem für Baumwolle.

Von 1950 bis 1990 stieg die bewässerte Fläche im Aralseebecken von 4,7 Mio auf 7,9 Mio Hektar, die Baumwollanbaufläche von über ein Mio auf drei Mio Hektar. Der Reisanbau – der die dreifache Wassermenge des Baumwollanbaus verbraucht – wurde nach 1960 forciert: die Anbaufläche stieg von 46.000 auf über 300.000 Hektar.

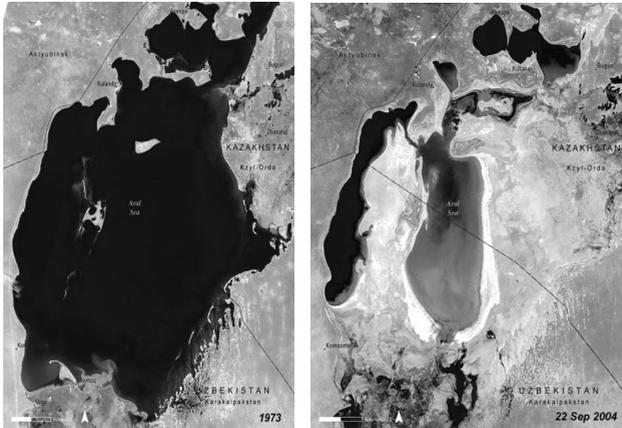
Um diese Flächen bewässern zu können, wurden Tausende Kilometer Kanäle angelegt. Der größte davon ist der Karakum-Kanal (heute Turkmenbaschi-Kanal). Mit seinem Bau wurde 1950 begonnen. Er zweigt bei Kerki aus dem Amu-Darja, durchzieht Turkmenistan in Richtung Westen auf einer Länge von ca. 1.500 km und bewässert vor allem das Land am Fuße des Kopet-Dagh-Gebirges. Der Kanal allein verursacht etwa 40% des Wasserverlustes des Aralsees.

Insgesamt verdunsten etwa 40-60% der den Zuflüssen entnommenen Wassermenge aus diesen Kanälen oder versickern im Sand. Denn die Kanäle sind über weite Strecken weder gedeckt noch ausbetoniert. Das Wasser seiner beiden Zuflüsse Amu-Darja und Syr-Darja erreicht den Aralsee kaum noch. Damit verschwanden die Urwälder in ihren Mündungsgebieten. Die Austrocknung des Aralsees selbst als zwangsläufige Folge wurde ignoriert bzw. bewusst in Kauf genommen.

Noch verheerender sind die Folgen für das Umland – und für das regionale Klima:

„Der Salzgehalt im großen See hat 40 Gramm pro Liter erreicht, damit ist der See ökologisch tot. Die Austrocknung des Sees hat auch weitreichende Folgen für das regionale Klima. Die große Wassermenge spielte einstmals als Wärmespeicher eine wichtige stabilisierende Rolle, denn durch Verdunstung entstand eine Dunstglocke, die die Steppenwinde abhielt. Seit dem Verschwinden der Dunstglocke in den letzten Jahrzehnten beobachten Ökologen eine Verschärfung des kontinentalen Klimas, was für die

Der Aralsee (ursprünglich 68 000 km²) 1973 und 2004.
Zum Größenvergleich darunter das deutsche Bundesland Bayern (70.000 km²):



Region heißere Sommer und kältere Winter bedeutet. Durch Einsatz großer Mengen an Düngemitteln und Pestiziden auf den Baumwollfeldern, die eine Ertragssteigerung bewirken sollte, wurde der Aralsee zu einer giftigen Chemie-Kloake. Zu Sowjetzeiten verteilte man auf den Baumwollfeldern pro Hektar jahrzehntelang 480 bis 600 Kilogramm Dünger und Pestizide. Entlaubungsmittel, wie sie die Amerikaner während des Vietnamkrieges versprühten („Agent Orange“), kamen auch in Sowjetisch-Mittelasien zum Einsatz. Das sollte das Einsammeln der Baumwolle erleichtern.“⁴

Diese Düngemittel aber kamen von der Halbinsel Kola und trugen erheblich zu der Versalzung der Böden (und des Grundwassers) bei ...

Der See hat heute nur noch ein Viertel der Oberfläche, verglichen mit der von vor 50 Jahren, und ist in zwei Teile, den nördlichen und den südlichen Aralsee, zerfallen. Mit einem Dammbau und einem erneuten Kanalbau versucht man nun, teilweise mit Erfolg, den Wasserverlust im nördlichen Teil zu kompensieren, was aber nach den Prognosen der UNEP (United Nations Environment Programme) wahrscheinlich innerhalb der nächsten 15 Jahre zum Austrocknen des südlichen Aralsees führen wird.⁵ Und die gesundheitlichen Folgen für die Bevölkerung waren verheerend: Zu den Wüsten Kara Kum („schwarzer Sand“) und Kysyl Kum („roter Sand“) war eine weitere, immer größer werdende, gekommen, die „Ak Kum“ („weiße Wüste“), die durch das Austrocknen des Sees entstandene und sich vergrößernde Salzwüste. Die häufigen Stürme verwehen jährlich über 100 Mio t eines aus Pestiziden, Entlaubungsmitteln und anderen Chemikalien bestehenden Sand-Salz-Gemisches bis zum Pamirgebirge; in der Umgebung des Sees kommt pro Jahr über eine Tonne dieses Gemisches pro Hektar herunter und vergiftet zusammen mit dem verseuchten Grundwasser die Böden und die auf den Feldern arbeitenden Menschen. Mit am stärksten betroffen sind die 1,4 Mio Bewohner rund um den Aralsee. Ihre Lebens-

grundlagen, v. a. der Fischfang, sind vernichtet, ihre Gesundheit ruiniert. Im Vordergrund stehen Atemwegs- und Infektionskrankheiten. Der bisher größte der ausgesprochen häufigen Nierensteine wog 60 Gramm. 80% der Frauen sind blutarm, Magen- und Darmkrebs sind 3- bis 4-mal, Nierenkrebs 10-mal und Hepatitis 7- bis 10-mal häufiger als sonst im Gebiet der ehemaligen Sowjetunion.⁶

Stalins „Umgestaltung der Natur“

Im Dezember 1948 hatte der Ingenieur Mitrofan Michailowitsch Dawydow, Kommandeur der Roten Armee im Bürgerkrieg und Bauleiter des Molotow-Wasserkraftwerk-Projektes, im großen Hörsaal des Moskauer Instituts für Energie seinen großen Auftritt. Er stellte ein Projekt zur Umgestaltung der Natur vor, das dann als „Der Große Stalin'sche Plan zur Umgestaltung der Natur“ bekannt wurde. Es sollten unter anderem die beiden sibirischen Flüsse Ob und Jenissei zu einem Stausee aufgestaut werden, der die halbe Fläche Frankreichs ausmachen sollte. Anschließend sollten sie durch einen Kanal verbunden und die Gewässer dann zum Irtysh übergeleitet werden. Die niedrigste Stelle, die Turgai-Senke in der kasachischen Schwelle, sollte durch einen 70 Meter tiefen Einschnitt überwunden werden. Später wurde sogar nukleare Probesprengungen durchgeführt, um die Technik für die notwendigen gewaltigen Erdarbeiten zu vereinfachen. Von der Turgai-Senke aus sollte dann ein Kanal in Richtung Aralsee führen samt mehrerer Nebenkanäle. Das Projekt wurde 1950 vom Ministerrat der UdSSR verkündet, vom XXV. Parteitag der KPdSU 1976 erneut beschlossen und erst 1986 aufgegeben, da langsam klar wurde, dass weder die Kosten noch die möglichen Folgen abschätzbar waren. Übrig blieben die (im Übrigen in den Anfängen bereits auf den Zarismus zurückgehenden) Bewässerungsprojekte, die das Aralsee-Desaster zur Folge hatten.⁷

Unter Stalin wurden auch noch andere sinistre Gestalten protegiert, die meinten, die „Gesetze der Natur zu beherrschen“, wie er einmal zu formulieren beliebte. Einer davon

war Trofim Denissowitsch Lyssenko. Er negierte die genetische Fixierung und seine Theorie von der „aktiven, umgestaltenden Biologie“ fasste er in dem ebenso denkwürdigen wie absurden Satz zusammen: „Die äußere Umgebung verändert das Erbgut von Pflanzen, Tieren und Menschen; bestimmte Eigenschaften der Umwelt lassen sich in einen Körper hineinzüchten, sie verändern das Erbgut und werden an die folgenden Generationen weitergegeben.“ Auch er war an dem „Stalin-Plan zur Umgestaltung der Natur“ beteiligt, insbesondere sollte er die Pläne für die Steppenaufforstung ausarbeiten. Er plante Großes: Vorrücken der Apfelbaumzone durch Akklimatisierung um jährlich 50 Kilometer bis Nordsibirien; Bananenpflanzungen in Mittelrussland; Verwandlung von Kiefern in Rottannen, von Roggen in Hafer, von Weizen in Gerste. 1950 schrieb er einen Artikel „Neues über die biologische Art“, in dem er seine völlig haltlosen und wissenschaftlich unbelegten Theorien noch einmal zusammenfasste. Aber leider klappte das alles nicht. Seine Zitronenpflanzungen in Sibirien gingen ein und sein Feldgras-System war ein Desaster, zudem wurde er dann endgültig als wissenschaftlicher Fälscher und Scharlatan enttarnt und schließlich 1962 durch Nikita Chruschtschow entlassen.⁸

Der große Plan Stalins hatte interessanterweise seine Entsprechung in ähnlich gigantomanen, jedem Verständnis ökologischer Zusammenhänge Hohn sprechenden Plänen im kapitalistischen Ausland. So hatte der deutsche Ingenieur Hermann Sörgel einen konkreten Plan entwickelt, das Mittelmeer mittels eines Staudamms in der Meerenge von Gibraltar teilweise trockenzulegen und dadurch einerseits Land zu gewinnen sowie andererseits Afrika und Europa zu verbinden. Seine Pläne stießen da und dort durchaus auf Interesse.⁹

Diese frappierenden Übereinstimmungen im Umgang mit der Natur zwischen der stalinistischen Sowjetunion und dem kapitalistischen Block belegen, wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, dass die Umweltpolitik der

ersteren sich in keiner Weise auf die Grundsätze bezog, mit denen wir uns im letzten Kapitel beschäftigt haben. Die Gründe hierfür waren eine Verabsolutierung der „Entwicklung der Produktivkräfte“, oder, anders gesagt, ein schlichter Fortschrittsglaube. Das war auch der Grund, warum Scharlatane wie Lyssenko höchstes Ansehen genossen (er erhielt mehrfach den Leninorden): Sie bestätigten mit ihren Theorien von der beliebigen Veränderung der Natur diesen Irrglauben.

Der Funktionär Boris Komarow, der 1979 einen alarmierenden Umweltbericht aus der Sowjetunion illegal an die ausländische Presse gab, hatte, was die Energieerzeugung betrifft, seine eigene Erklärung für die katastrophale Umweltpolitik:

„Die Tatsache, dass die Entwicklung der Energieträger in der Sowjetunion auf primitivstem, geradlinigem und für die Natur fatalem Wege vor sich ging, lässt sich nicht mit geographischen Faktoren, noch mit der Ökonomie der ersten Fünfjahrpläne, sondern mit der politischen Situation in der damaligen Zeit erklären. Der herrschenden Bürokratie kamen die hochtrabenden Pläne zur ‚Unterwerfung der Natur‘, zur Umleitung der Flussläufe, zur Korrektur der ‚tausend Jahre alten Mängel der Natur‘ aus rein politischen Gründen sehr gelegen – und so wurden sie zu einer Tatsache. Da waren ökonomische Vorteile zweitrangig, und ökologische Erwägungen hatten sie überhaupt noch nicht auf der Rechnung. Im Gegenteil, je stärker solche Projekte den Naturgesetzen widersprachen, als desto besser galten sie. Umso deutlicher demonstrierten ihre illusionären Ziele die Macht und Weisheit der neuen Führung des Landes.“¹⁰

Fazit

Es ist hier nicht der Raum, in allen Aspekten auf die Frage einzugehen, warum die Sowjetunion keine wirklich sozialistische, nämlich ökosozialistische, Politik betrieb (oder betreiben konnte), aber da die vorstehenden Ausführungen betreffend die Ursachen der katastrophalen sowjetischen

Umweltpolitik sich hauptsächlich auf gewisse Überbauphänomene bezogen, sollen zumindest einige der wichtigen materiellen Faktoren genannt werden, die die ökologische Geisterfahrt der realsozialistischen Länder wesentlich mitbestimmt haben.

Zum einen handelte es sich bei der Oktoberrevolution um die Revolution in einem industriell kaum entwickelten Land, das aufgrund der internationalen Isolation im und nach dem Bürgerkrieg fast völlig neu wirtschaftlich aufgebaut werden musste. Den Sozialismus in einem isolierten Land aufzubauen, wäre allerdings bis Stalin keinem Marxisten auch nur ernsthaft in den Sinn gekommen. Auch Lenin vertrat den Standpunkt, dass die russische Revolution scheitern müsse, wenn sie sich nicht auf die industriell entwickelten Staaten ausdehne. Engels hatte dies so formuliert: „19. Frage: Wird diese Revolution in einem einzigen Lande allein vor sich gehen können?

Antwort: Nein. Die große Industrie hat schon dadurch, dass sie den Weltmarkt geschaffen hat, alle Völker der Erde, und namentlich die zivilisierten, in eine solche Verbindung miteinander gebracht, dass jedes einzelne Volk davon abhängig ist, was bei einem andern geschieht. Sie hat ferner in allen zivilisierten Ländern die gesellschaftliche Entwicklung so weit gleichgemacht, dass in allen diesen Ländern Bourgeoisie und Proletariat die beiden entscheidenden Klassen der Gesellschaft, der Kampf zwischen beiden der Hauptkampf des Tages geworden. Die kommunistische Revolution wird daher keine bloß nationale, sie wird eine in allen zivilisierten Ländern, d. h. wenigstens in England, Amerika, Frankreich und Deutschland gleichzeitig vor sich gehende Revolution sein. Sie wird sich in jedem dieser Länder rascher oder langsamer entwickeln, je nachdem das eine oder das andre Land eine ausgebildeterere Industrie, einen größeren Reichtum, eine bedeutendere Masse von Produktivkräften besitzt. Sie wird daher in Deutschland am langsamsten und schwierigsten, in England am raschesten und leichtesten durchzuführen sein. Sie wird auf die übrigen Länder der

Welt ebenfalls eine bedeutende Rückwirkung ausüben und ihre bisherige Entwicklungsweise gänzlich verändern und sehr beschleunigen. Sie ist eine universelle Revolution und wird daher auch ein universelles Terrain haben.“¹¹

Hintergrund hierfür ist, dass eine Gesellschaft der Freien und Gleichen nur auf der Basis der Verteilungsgerechtigkeit aufgebaut werden kann und nicht auf der Basis des Mangels, der wiederum Verteilungskämpfe hervorruft. Und das revolutionäre Russland war eine Mangelgesellschaft – vor aber sehr viel mehr noch nach dem vom Ausland angezettelten und finanzierten Bürgerkrieg.

Zum zweiten war der unabdingbare Weg zu einer egalitären Gesellschaft, nämlich die verallgemeinerte Demokratie und der sukzessive Abbau von Gewaltapparaten und Herrschaftsstrukturen, unter den Bedingungen einer realen äußeren Bedrohung nicht gangbar. Nicht ohne Grund hatten die antiken Utopienverfasser ihre idealen Zukunftsgesellschaften bevorzugt auf Inseln oder in nicht entdeckten Gegenden angesiedelt. Aus dem durch die Ausgangslage (und die nachfolgenden politischen Fehler – aber das ist ein anderes Kapitel, auf das hier aus Platzgründen nicht weiter eingegangen werden kann) vorprogrammierten Weiterexistieren eines staatlichen Gewaltapparats erwuchs die Staats- und Parteibürokratie, die ihrer Herrschaft dann den Namen „Sozialismus“ gab. Und es war eben diese Bürokratie, die die natur- und damit auch menschenfeindliche Ideologie entwickelte und propagierte, die im als Motto diesem Kapitel vorangestellten Zitat von W. Sasubrin verherrlicht wird.

Mit Marxismus allerdings hatte das nichts zu tun. Das zeigte sich, auch darauf soll aber hier ebenfalls nicht näher eingegangen werden, an der Fetischisierung der Arbeit, die ihren Ausdruck im sogenannten Stachanowismus fand.

Der eingangs zitierte Sasubrin, dessen Roman *Die Berge*, in dem er u. a. die Natur als „niederträchtig“ bezeichnete, einiges Aufsehen erregte, hat übrigens von seiner damals durchaus den offiziell approbierten Zeitgeist widerspiegelnden Hymne nichts gehabt: 1936 wurde er festgenommen und hingerichtet.

Der Kapitalismus basiert auf der merkwürdigen Überzeugung, dass widerwärtige Menschen aus widerwärtigen Motiven irgendwie für das allgemeine Wohl sorgen werden.

John Maynard Keynes zugeschrieben

5. Die Jagd nach dem Profit – Kapitalismus und Ökologie

Der beginnende Industriekapitalismus hatte mit allen möglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber mit einer nicht: Dem Mangel an natürlichen Ressourcen. Rohstoffe, Wasser, Luft und Arbeitskräfte – alles schien im Überfluss vorhanden. Zweihundert Jahre später hat sich das Blatt gewendet. Die Bodenschätze gehen zur Neige, die Atmosphäre ist vergiftet, die Böden sind ausgelaugt, in weiten Teilen der Erde herrscht Trinkwasser- und Nahrungsmittelmangel, und Hunger und Armut nehmen auch in den entwickelten Industrieländern zu. Das einzige, was vom Überfluss geblieben ist, ist eine zunehmende Masse an Menschen, die aus dem Stoffkreislauf der kapitalistischen Verwertungsmaschinerie ausgespuckt oder gar nicht erst in sie einbezogen wurden, die in den Slums der Megastädte buchstäblich auf und von dem Müll leben, den der besitzende Teil der Menschheit dort ablädt, oder die von den karitativen Organisationen oder den Sozialkassen in den Industrieländern das gerade zum Überleben notwendige Minimum als Almosen gewährt bekommen. Aufgrund der empörenden globalen Ungleichheit wächst die Zahl der Migranten wie die Zahl der kleinen und großen Kriege, und nie war das gebetsmühlenartig wiederholte Versprechen dass die herrschende Gesellschaftsordnung die beste aller Möglichkeiten darstelle und in der Lage sei, Auskommen für alle zu schaffen, so unglaubwürdig wie heute: Die Zahl der Millionäre wächst, doch viel schneller wächst die Zahl der Armen. Es wird eine Weltraumstation gebaut, doch in jedem Winter erfrieren zahllose Obdachlose. Wir leiden an „Überproduktion“,

Tabelle 5

**Die zehn reichsten und zehn ärmsten Länder der Welt
2008**

Jahreseinkommen pro Kopf der Bevölkerung in Dollar

Die zehn reichsten Länder

1	Luxemburg	64.320
2	Norwegen	58.500
3	Kuwait	52.610
4	Brunei Dárussalam	50.200
5	Singapur	47.940
6	USA	46.970
7	Schweiz	46.460
8	Niederlande	41.670
9	Schweden	38.180
10	Österreich	37.680

Die zehn ärmsten Länder

1	Demokratische Republik Kongo	290
2	Liberia	300
3	Burundi	380
4	Guinea-Bissau	530
5	Eritrea	630
6	Niger	680
7	Zentralafrikanische Republik	730
8	Sierra Leone	750
9	Mosambik	770
10	Togo	820

Quelle: Weltbank 2009

aber Millionen haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Und die angeblich beste aller Gesellschaften ist dabei, durch den von ihr verursachten Klimawandel die Lebensgrundlagen der Spezies Mensch endgültig und unumkehrbar zu zerstören.

„Böser“ Kapitalismus?

Wenn man begreifen will, warum die kapitalistische Wirtschaftsweise zwangsläufig den Globus an den Rand des Ruins bringen musste, muss man sich zuerst einmal von der Vorstellung verabschieden, dass innerhalb dieses Systems eine grundsätzliche Entscheidungsfreiheit für „das Kapital“ bestünde. Marx hat das einmal so ausgedrückt, dass jedes Einzelkapital Profit machen müsse – bei Strafe des eigenen Untergangs.*

Im Kapitalismus werden keine Gebrauchswerte erzeugt, sondern Waren, die auf einem inzwischen weltweit ausgedehnten Markt verkauft werden. Für deren Produktion setzt der Einzelunternehmer sein Kapital ein, das er, vermehrt um seinen Profit, wieder hereinbringen muss. Aber Geld kann man nicht essen und nicht trinken, es ist nur von „Wert“, wenn es wieder in den Kreislauf zurückgeführt wird – also reinvestiert wird. Die Masse des verfügbaren Kapitals wächst und wächst, bis für die erzeugte Gütermenge die Nachfrage nicht mehr ausreicht. Das ist dann der Punkt, an dem die dem Kapitalismus inhärenten Krisen ausbrechen. Das Angebot übersteigt die Nachfrage und damit ist ein Teil des investierten Kapitals wertlos, es kann sich nicht mehr „verwerten“, da die Profitrate unter das für die Fortführung der Treitmühle notwendige Maß sinkt. In einer solchen Krise steckt die Wirtschaft derzeit und sie versucht sich daraus zu befreien, indem sie einen Wechsel

* In gewissem Sinne trifft er sich hier mit den Systemtheoretikern wie Niklas Luhmann und dessen Grundprämisse von den „auto-poietischen Systemen“. Es ist, by the way, ein Treppenwitz der Soziologiegeschichte, dass der Marxismusfeind Luhmann seine Theorie bei den Naturwissenschaften entlehnte...

auf die Zukunft aufnimmt: Investitionsprogramme, Subventionen, Übernahme der Schulden des „notleidenden“ Kapitals durch den Staat – um dann den gleichen Kreislauf von vorne zu beginnen. (Viel problematischer als die Frage, wie dieser Wechsel jemals beglichen werden soll, ist allerdings die, wie der Wechsel, den die kapitalistische Industriegesellschaft bei der Natur aufgenommen hat, eingelöst werden soll...)

Das Kapital als solches ist weder „böse“ noch „gut“, es folgt lediglich den Gesetzen, denen es, wie gesagt bei Strafe des Unterganges, gehorchen muss.

Kapitalismus ohne Wachstum?

Was unsere Welt angesichts des drohenden und teilweise bereits eingetretenen ökologischen Desasters am wenigsten brauchen kann, ist noch mehr Industrie, noch mehr Verkehr, noch mehr Auslaugung der Böden. Weiteres Wachstum in der bisherigen Art und Weise ist vom Standpunkt der Erhaltung und des Schutzes der natürlichen Umwelt obsolet – und es wäre auch eigentlich nicht notwendig: Bereits seit langem reicht die weltweite Produktion sowohl im Agrar-, wie im industriellen Sektor völlig aus, um global die Grundbedürfnisse aller Menschen abzudecken. Es gibt, derzeit zumindest, objektiv gesehen, keinen Mangel, es gibt ein Problem der Verteilung und es gibt ein Problem der bedarfsgerechten Produktion:

„Die Zahl der unterernährten Menschen durchbrach im Juni 2009 die Marke von einer Milliarde, wie die Organisation für Ernährung und Landwirtschaft der Vereinten Nationen (FAO) am Mittwoch (14.10.2009) in Rom berichtete. Gegenwärtig litten 1,02 Milliarden Menschen Hunger. Das sei der höchste Wert seit 1970. Der traurige Rekord sei eine Folge hoher Lebensmittelpreise in Kombination mit den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, erklärte die FAO.“¹ – also nicht eines objektiven Mangels an verfügbaren Lebensmitteln. Die gehen nur anderswohin, bzw, es bekommt sie der, der auch bezahlen kann. Und das können

vor allem die nicht, die die Hauptlast für die Versorgung in den sog. Ländern der Dritten Welt tragen:

„Nach Angaben der FAO liegen 80 Prozent der Nahrungsmittelproduktion weltweit in der Hand von Frauen. Sie sichern so das Überleben ihrer Familien. In einigen afrikanischen Ländern sind mehr als die Hälfte der Frauen allein für den Familienhaushalt zuständig und damit täglich überfordert. Laut Diekmann verbrennen zum Beispiel in Kenia Frauen ‚bis zu 80 Prozent ihres täglichen Kalorienbedarfs allein beim Wasserholen‘.“²

Aber einen „Wachstumsstopp“ kann es im Kapitalismus nicht geben. Nur aus zwei Quellen wird der Wert geschöpft, den die Einzelkapitalien dann wieder in erneute Produktion umsetzen: aus der menschlichen Arbeitskraft und aus dem natürlichen Reichtum der Natur. Geld ist nur die Form, in der dieser Wert ausgedrückt wird.

Unter den Bedingungen der Konkurrenz zwischen den Einzelkapitalien kann nur überleben, wer mindestens soviel Überschuss erwirtschaftet, um seine Betriebskosten zu decken, einschließlich der Kosten für die Erneuerung der Maschinerie. Aber das allein reicht nicht aus. Er muss auch „konkurrenzfähig“ produzieren, damit es auch seine Marktpreise bleiben, da er sonst Gefahr läuft, sein Kapital zu entwerten. Die Kosten der Produktion müssen so niedrig wie möglich gehalten werden. Das führt zu zunehmender Rationalisierung, Automatisierung und der Entwicklung entsprechender Produktionsmethoden – aber auch dazu, dass ökologische Rücksichten lediglich als negativer Kostenfaktor angesehen werden. Vor allem aber führt es dazu, dass ein Zwang zu beständigem Wachstum besteht. Einen Konkurrenzvorteil kann man sich nur verschaffen, wenn es gelingt, das gleiche Produkt in höherer Zahl in kürzerer Zeit zu produzieren als der Konkurrent. Die dann steigenden Überschüsse müssen um jeden Preis wieder in den Wirtschaftskreislauf zurückgeführt werden, denn „Sparen“ generiert keinen Mehrwert. Die wenigsten Menschen machen sich Gedanken darüber, dass die paar Mark, die sie

auf dem Spargbuch liegen haben und für die sie Zinsen bekommen, sich nicht einfach von selbst vermehren. Dieses Geld wird an beliebige Kapitalien ausgeliehen, und die Zinsen stellen den kleinen Teil des Gewinns dar, den der jeweilige Kreditnehmer mit der Arbeitskraft anderer Menschen und mit der Ausbeutung der natürlichen Ressourcen erwirtschaftet. Insofern gehen auch die Polemiken gewisser Kreise wie die der Gesellianer gegen die „Zinsknechtschaft“ völlig an der Sache vorbei, weil der Zins nichts anderes ist als die mittelbare Beteiligung am kapitalistischen Verwertungsprozess.

Längst sind die kleinen wie die großen Kapitalien nicht mehr in der Lage, ihre Investitionsmittel aus den eigenen Überschüssen zu generieren. Sie setzen auf die Zukunft: sie leihen sich das benötigte Investitionskapital und beteiligen dafür die Banken an ihren späteren Gewinnen in Form der gezahlten Zinsen, diese wiederum geben einen kleinen Teil davon an ihre Klein- und Großanleger ab – als Sparzinsen oder Dividenden.

Aber dieses System hat zur Folge, dass ständig mehr Wert angehäuft wird, der wiederum nach Verwertung „schreit“.

Und deshalb ist Wachstum für diese Art zu produzieren eine Grundvoraussetzung.

Kapitalismus und Nachhaltigkeit

Es wäre völlig falsch, dem Kapital zu unterstellen, dass es nicht langfristig planen würde. Aber dabei handelt es sich nicht um eine gesellschaftliche Planung in dem Sinne, dass die langfristigen gesellschaftlichen, das heißt auch ökologischen, Folgen der jeweiligen Produktion, ob nun im industriellen oder im Agrarbereich, einbezogen werden. Große Unternehmen planen inzwischen Jahrzehnte im Voraus, aber ausschließlich bezogen auf die langfristige Sicherung von Rohstoffvorkommen und Absatzmärkten, von Energiequellen und billigen Arbeitskräften. Triebfeder ist nicht der gesellschaftliche Nutzen bzw. die Verhinderung gesell-

schaftlicher Schäden, sondern der zu erwartende Profit. Für diese Planungen und ihre Umsetzung benutzen sie unter anderem die staatlichen Institutionen, sei es nun mittels der sogenannten „Wirtschaftsdiplomatie“ (es ist immer wieder amüsant, zu beobachten, wie inzwischen jedem Politiker auf Auslandsreise ein Tross von Wirtschaftsbossen folgt wie die Trüffelschweine, wobei das Machtverhältnis hier insofern umgekehrt ist, als nicht die Politiker die Trüffelschweine, sondern letztere die ersteren an der Leine führen), oder sei es mit direkteren Mitteln wie die Kriege um Bodenschätze und Absatzmärkte.

Die Planung des Kapitals ist also durchaus langfristig, aber seine Interessen sind kurzfristig. Investitionen müssen sich in einem bestimmten Zeitraum „rechnen“, das heißt, genügend Profit abwerfen. Und dafür ist Nachhaltigkeit Gift. Das zeigt sich, wie wir es bereits im zweiten Kapitel unter dem Punkt „Müll“ belegten, am deutlichsten an dem Trend zu immer kurzlebigeren und nicht reparablen bzw. nicht wiederverwendbaren Produkten. Quelle der Profite ist nicht die (arbeitsintensive) Reparatur oder Wiederaufbereitung zu erneuter Verwendung – das würde real ein Sinken der Warenproduktion bewirken –, sondern die Produktion neuer Waren.

Wir können also feststellen, dass der Kapitalismus qua Definition nicht nachhaltig sein kann. Jeder Versuch, dem Kapital entsprechende (wirksame) „Fesseln“ anzulegen, führt unweigerlich zu einer profunden Krise des Systems, einmal ganz abgesehen davon, dass dies, wenn überhaupt, nur gleichzeitig weltweit geschehen könnte, weil bei rein nationalen Maßnahmen das jeweilige Kapital entweder den Standort wechseln oder in einen unhaltbaren Konkurrenznachteil gegenüber anderen geraten würde.

Dennoch gibt es immer wieder bürgerliche Ökonomen, die den Versuch der Quadratur des Kreises unternehmen, indem sie den Kapitalismus „zähmen“ wollen, so beispielsweise der „Club of Vienna“.³

Erstaunlich an den Mitgliedern dieser Vereinigung, in der vom Bischof bis zum Unternehmer so ziemlich alles vertreten ist, ist, dass sie exakt die zentralen Kritikpunkte am kapitalistischen System benennen, sich aber auf die logische Konsequenz, nämlich eine gänzlich andere Ordnung, nicht einlassen wollen. So schreibt C. Binswanger:

„Die Heilsbotschaft eines ewigen Wirtschaftswachstums ist notwendig für die Funktionsweise moderner Wirtschaften. ... Doch leider ist es eine falsche Heilsbotschaft, die den Menschen ein stets besseres Leben vorgaukelt, ohne dieses Versprechen je einzulösen.“⁴

Der Unternehmer Klaus Woltron stellt im selben Buch fest, dass alle Mitspieler im System außer den Investoren zu „Sklassen der kurzfristigen Rendite“ geworden seien.

Aber über den Tellerrand der auf verallgemeinerter Produktion für einen verallgemeinerten Markt beruhenden Profitwirtschaft wollen oder können sie sämtlich nicht hinausblicken und so bleiben ihre sehr disparaten Lösungsvorschläge – von der Verstaatlichung der Banken über das Verbot von Kapitalgesellschaften bis zur Tobin-Steuer und der Einrichtung von „Ressourcenagenturen“ – ebenso fragmentarisch wie hilflos.

Kapitalismus, Ökologie und Beschleunigung⁵

Muss man sich bei der Beschäftigung mit ökosozialistischen Perspektiven mit dem Problem der Beschleunigung befassen? Ja, man muss, und das wird im Folgenden deutlich werden.

In den letzten Jahren ist (erneut) eine heftige Debatte über die Frage entbrannt, welche Gründe und welche Konsequenzen die beobachtbare Beschleunigung in allen Lebensbereichen hat. Rifkin hat das neu erwachte Interesse folgendermaßen charakterisiert:

„Bis heute existierte Zeitbewusstsein direkt unter der Oberfläche des Bewusstseins, beeinflusste und formte immer die Erfahrung unserer Spezies, genoss aber nie viel offene Aufmerksamkeit als Schlüsselkraft im historischen

Prozess. Nun ist das Zeitbewusstsein an die Oberfläche unseres kollektiven Bewusstseins getreten und beginnt eine Vielfalt neuer, metaphorischer Chancen zu bieten, um den politischen Prozess neu zu bedenken und zu erdenken.“⁶

Zunächst ist einmal zu klären, wovon man redet, wenn man über Beschleunigung spricht.

Physikalisch gesehen ist Beschleunigung eine Exponentialfunktion: die Änderung von Geschwindigkeit pro Zeiteinheit. Aber wessen Geschwindigkeit? Es ist nötig, hier zu differenzieren. Zum einen wäre zu untersuchen die Beschleunigung im Bereich des Transports. Hier ist die Datenlage eindeutig. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Ähnliches ist zu sagen zur Beschleunigung der Produktionsprozesse, wobei dies natürlich in untrennbarem Zusammenhang mit der Entwicklung im Bereich der Transportmittel steht. Der Fordismus wäre ohne die Entwicklung entsprechender Motoren zum Antrieb der Transportbänder nicht möglich geworden. Aber auch die Beschleunigung in der Informationsübermittlung, von der Buschtrommel und dem Läufer von Marathon, der optischen Nachrichtenübermittlung per Lichtzeichen bis hin zu Post, Telegrafie, Telefon und Internet gehört in diese Kategorie, die ich einmal die technische oder materielle Beschleunigung nennen möchte.

Die heutige Beschleunigungsdiskussion krankt zum Teil daran, dass die von Bourdieu⁷ festgestellte „Entzeitlichung“ der sozialtheoretischen Praxis sich paradoxerweise teilweise gerade bei denen wiederfindet, die sich mit dem Phänomen der Beschleunigung beschäftigen, dergestalt, dass sie sich in ihrer Betrachtung wie Rosa auf bestimmte Zeitabschnitte kaprizieren und aufgrund dieser teilweise ahistorischen Betrachtung zu entsprechend absurden Schlussfolgerungen kommen.

Denn, wie z. B. Rosa⁸ feststellt, hat es in den letzten 200 Jahren periodisch wiederkehrende Debatten (und Klagen) über die zunehmende Beschleunigung „des Lebens“ gegeben. Meist bezogen sie sich zunächst auf die befürchteten

gesundheitlichen Folgen der Geschwindigkeitszunahme der jeweiligen Verkehrsmittel (Eisenbahn, Automobil und sogar Fahrrad), aber im letzten Jahrhundert begann dann mit der Ausdifferenzierung der entsprechenden sozialwissenschaftlichen Disziplinen auch eine Diskussion über die sozialpsychologischen und damit gesellschaftspolitischen Folgewirkungen der Beschleunigung. Jeweils wurde von den verschiedenen Protagonisten dann eine mehr oder weniger besorgniserregende neue Dimension der Akzeleration konstatiert.

Tatsache ist, dass man mit Fug und Recht die Geschichte der Menschheit auch als eine Geschichte der Beschleunigung auffassen kann. Allerdings ist letztere nicht als Phänomen sui generis aufzufassen, also etwa als menschlicher „Trieb“ oder objektives Naturphänomen. Ebenso wie die Herausbildung eines Zeitbegriffes einen Reflex auf die Notwendigkeiten, die sich aus bestimmten Produktions- und Subsistenzbedingungen ergaben, darstellte, stellt auch die Beschleunigung einen solchen dar. Dabei sind zwei Punkte zentral: Zum einen die Generierung eines gesellschaftlichen Mehrprodukts und zum anderen das Privateigentum an Produktionsmitteln und seine Konsequenzen. Die erstmalige Generierung eines gesellschaftlichen Mehrprodukts als Voraussetzung für die Ausdifferenzierung von Gesellschaften im Sinne der Arbeitsteilung kann als eine erste Beschleunigungsphase aufgefasst werden, insofern, als diese Ausdifferenzierung wiederum eine weitere Erhöhung des gesellschaftlichen Mehrproduktes, z. B. durch die Zurverfügungstellung von besseren Werkzeugen, nach sich zog.

Dabei handelte es sich zunächst noch um Vorgänge, die zwar auf der Ebene der Produktion eine Beschleunigung generierten, da aufgrund der positiven Effekte der Arbeitsteilung/Spezialisierung das zur Subsistenz notwendige Produkt in kürzerer Zeit als zuvor produziert werden konnte. Eine Beschleunigung im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Geschwindigkeitszunahme bedeutete es allerdings

nicht, im heutigen Sprachgebrauch würden wir sagen, es entstand schlicht mehr „Freizeit“.

Den nächsten „Beschleunigungsschub“ könnte man grob gesagt an dem beginnenden Austausch zwischen verschiedenen Populationen festmachen. Hiermit war der Anreiz zur Entwicklung von Transportmitteln gegeben, mittels derer sich die zum Tausch bestimmten Güter leichter und schneller transportieren ließen, seien es die Herauszüchtung entsprechender Haustiere oder die Entwicklung des Rades.

Bis zu diesem Zeitpunkt allerdings können wir noch nicht von einem „Zwang zur Beschleunigung“ sprechen, sieht man einmal von temporären Phänomenen ab, wie z. B. dem unmittelbaren Zwang zum Einbringen einer Ernte vor dem großen Regen o. ä., denn dabei handelt es sich um allenfalls zyklische Phänomene und nicht um eine kontinuierliche Akzeleration.

Ein regelrechter Zwang zur Beschleunigung entstand erst mit der Herausbildung des Handelskapitals und des Privateigentums an Produktionsmitteln. Die wesentliche Triebfeder dabei stellt das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate⁹ und das daraus folgende Bestreben zur Erhöhung der Umschlaggeschwindigkeit des variablen Kapitals dar. Dabei handelt es sich um im Rahmen dieser Produktionsweise objektive Zwänge, die nicht mehr der individuellen oder kollektiven Entscheidungsfreiheit unterworfen sind.

Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate hat zur Folge, dass von den entsprechenden Kapitaleignern versucht wird, ihm durch verschiedene Maßnahmen entgegenzuwirken. Neben anderen Mitteln wie z. B. der Minimierung der Arbeitskosten ist das für die Frage der Beschleunigung wesentliche Instrument die Verkürzung der Zeit zwischen der Produktion der entsprechenden Güter und dem Verkauf derselben. Damit verkürzt sich die Zeit, in der der Kapitalist nicht über das – in dieser Phase für ihn „tote“ – Kapital verfügen kann.

Der Unternehmer, der etwa heute noch seine Produkte mit dem Segelschiff oder dem Ochsenkarren zum Markt befördern würde, geriete gegenüber dem entsprechenden, mit Flugzeug oder Truck arbeitenden Konkurrenten in einen entscheidenden Konkurrenznachteil, denn er würde sein für die Produktion der entsprechenden Waren eingesetztes Kapital erst mit einer um ein Mehrfaches größeren Zeitverzögerung über den Verkauf wiederbekommen und in der Zwischenzeit weder den erzeugten Mehrwert realisieren können noch Zinsen für das eingesetzte Kapital erhalten (bzw. u. U. in der Zwischenzeit im Gegenteil Zinsen für einen eventuellen Kredit bezahlen müssen).

Wie erheblich seit den Handelsimperien des Mittelalters, z. B. Venedigs, die entsprechende Umschlaggeschwindigkeit gesteigert wurde, lässt sich ermessen, wenn man sich vor Augen hält, dass seinerzeit die venezianischen Kaufleute, die ein Schiff ausrüsteten, je nach anzusteuender Region bis zu zwei Jahre (und länger) warten mussten, bis sie ihre Gewinne realisieren bzw. das eingesetzte Kapital zurückbekommen konnten, von den damaligen Transportrisiken einmal ganz abgesehen.*

Darauf hat auch Marx bereits hingewiesen:

„Das Hauptmittel zur Verkürzung der Zirkulationszeit sind verbesserte Kommunikationen. Und hierin haben die letzten fünfzig Jahre eine Revolution gebracht, die sich nur mit der industriellen Revolution der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vergleichen lässt. Auf dem Lande ist die makadamisierte Straße durch die Eisenbahn, auf der See das langsame und unregelmäßige Segelschiff durch die rasche und regelmäßige Dampferlinie in den Hintergrund gedrängt worden, und der ganze Erdball wird umspannt von

* S. u. a. W. Shakespeare; Der Kaufmann von Venedig. Im Übrigen gab es seinerzeit auch schon Banken, die gegen eine Gewinnbeteiligung Risikokapital zur Verfügung stellten, was auch gelegentlich zu Bankenpleiten führte – Spekulation zahlte sich nicht nur heute nicht immer aus...

Telegraphendrähten. Der Suezkanal hat Ostasien und Australien dem Dampferverkehr erst eigentlich erschlossen. Die Zirkulationszeit einer Warensendung nach Ostasien, 1847 noch mindestens zwölf Monate, ist jetzt ungefähr auf ungefähr ebensoviel Wochen reduzierbar geworden.“¹⁰

Komplementär zur schubweise durch die Entwicklung jeweils eine neue Qualität darstellender Transportmittel zur Distribution von zur Produktion notwendigen Grundstoffen oder Vorprodukten ebenso wie von produzierten Waren (Ruderboot/Segelschiff/Dampfschiff/Motorschiff; Ochsenkarren/Pferdefuhrwerk/Eisenbahn/Automobil; Luftschiff/Flugzeug/Rakete) erzeugten Beschleunigung fand auch eine solche im Bereich der Produktion selbst statt. Von der handwerklichen Produktion über die Manufaktur bis hin zum Fordismus und zur Vollautomatisierung hat eine atemberaubende Beschleunigung der Produktionszyklen stattgefunden.* Und als Produktion und Distribution kaum mehr beschleunigt werden konnten, kam als nächste Entwicklung die „just in time“-Produktion, durch die die Lagerhaltung für die Grundstoffe und Vorprodukte reduziert und damit die temporäre Anhäufung toten Kapitals minimiert wurde.

Ein weiterer Punkt, der den Zwang zur höheren Umschlaggeschwindigkeit determiniert, ist die Beschleunigung der Innovationszyklen. Nimmt man das genannte Beispiel eines Produzenten, der seine Produkte, sagen wir einmal modische Kleidung, heute mit einem Segelschiff um das Kap der guten Hoffnung nach Asien beförderte, würde dieser sich nicht nur den oben genannten Nachteil der niedrigen Umschlaggeschwindigkeit in Form „toten Kapitals“ einhandeln, sondern unter Umständen feststellen, dass sich in der Zwischenzeit längst die Mode geändert hat und er einen Totalverlust seines eingesetzten Kapitals gewärtigen muss.

* In der Nationalökonomie wird dies als Steigerung der Produktivität ausgedrückt.

Auch die Beschleunigung im Bereich der Kommunikation ist eine direkte Folge dieses grundlegenden Zwanges, der aus den bewussten Zwangsläufigkeiten der Entwicklung der Produktionsmittel und der entsprechenden Produktionsweise resultiert. Der Beginn der Informationsübermittlung mittels Artefakten (vom Rauchzeichen über die Postkutsche bis zum Satellitentelefon und Internet) war nicht durch den Wunsch nach privater Kommunikation, sondern in erster Linie durch gesellschaftliche Aktivitäten wie Handel, aber auch Krieg, gesetzt.*

Dass sekundär eine Diffusion der Beschleunigungstechnologien in die Gesamtbevölkerung stattfand, hat wiederum drei wesentliche Gründe, die hier nicht tiefer gehend erläutert, aber der Vollständigkeit halber zumindest erwähnt werden sollen:

Zum einen haben die Beschleunigungsprozesse im Bereich der materiellen Sphäre ihre Rückwirkungen auf das Bewusstsein der im entsprechenden gesellschaftlichen Kontext Agierenden.** In einer Gesellschaft, in der eine Zunahme an Geschwindigkeit sich mehr oder weniger unmittelbar in materielle Vorteile umsetzen lässt, und in der dieser materielle Vorteil die Messlatte für die Positionierung innerhalb des gesellschaftlichen Kontextes ist, werden „Zeit“, Geschwindigkeit und Beschleunigung zu (mehr oder weniger unhinterfragten) Werten an sich. Und so kommt es zu einer klassischen dialektischen Wechselwirkung zwischen den aus den geschilderten objektiven Zwängen folgenden Beschleunigungsprozessen und dem daraus folgenden Bewusstsein, das wiederum auf die materielle Sphäre zurückwirkt.***

* Das World Wide Web beispielsweise hat seinen Ursprung ja schließlich nicht zufällig im amerikanischen Verteidigungsministerium.

** Ausgedrückt wird das bildlich von einer Reihe von Autoren, wie schon angemerkt, als „Schrumpfung des Raumes“.

*** Welch irrationale Züge der Geschwindigkeitswahn in der Individualsphäre inzwischen erreicht hat, zeigt sich zum Beispiel an der

Zum Zweiten folgt die Diffusion der für die allgemeine Beschleunigung sorgenden Artefakte über die ursprünglich beabsichtigte Nutzanwendung hinaus in die Gesamtbevölkerung dem Prinzip, dass für eine Beschleunigung der Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals auch derjenige, der für die Mehrwertrealisierung unabdingbar ist, nämlich der „Kunde“, ebenfalls „beschleunigt“ werden muss, und zwar auf mehrerlei Ebenen. Zum einen ganz real dadurch, dass man ihm zum Beispiel die Transportmittel, seien es öffentliche oder individuelle, anbietet, um ihm in möglichst kurzer Zeit die Möglichkeit zum Erwerb der entsprechenden Produkte zu verschaffen.* Zum anderen, indem man ihm durch entsprechende Manipulationsmechanismen, im allgemeinen Sprachgebrauch als Werbung bezeichnet, vorspiegelt, dass schneller auch besser sei (als Beispiel sei hier die Entwicklung im Bereich der Informationstechnologie genannt, wo mit der jeweils höheren Geschwindigkeit von Mikroprozessoren geworben wird, die 90% der Nutzer wahrscheinlich nicht einmal wahrnehmen). Dies geschieht unter Ausnutzung der aus dem geschilderten dialektischen Beschleunigungsprozess folgenden Bewusstseinslage.

Der dritte Punkt ist das Bestreben des Kapitals, für nun einmal mit nicht unerheblichem Aufwand entwickelte (Beschleunigungs-)produkte einen möglichst großen Markt zu öffnen. (Das ist ein Phänomen, das sich selbstverständlich nicht nur im Bereich der Beschleunigungstechnologien findet, aber dort, wie wir noch sehen werden, besonders verheerende Auswirkungen zeitigt.) Dafür werden, wiederum unter Ausnutzung des genannten Bewusstseins, die entspre-

Produktion von PKW wie des 1.000-PS-Bugatti der Firma Volks(!)wagen.

* Das kann durch den Verkauf von Autos geschehen oder aber auch durch die online-Bestellung im Internet, wobei dann auch noch ein 24-Stunden-Kurierdienst angeboten wird.

chenden Produkte für einen Massenmarkt zugerichtet.* (In diesem Zusammenhang müsste die für die Herstellung eines solchen Massenmarktes, z. B. dem der individuellen Transportmittel, notwendige sozialpsychologische Voraussetzung, nämlich die ebenfalls mit der Ausformung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung einhergehende Tendenz zur Individualisierung thematisiert werden; da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, soll hier lediglich auf diesen Sachverhalt hingewiesen werden).

Wir können also zusammenfassend konstatieren, dass es sich bei der allgemein festzustellenden und da und dort beklagten Beschleunigung aller Lebensbereiche, sei es in Basis oder Überbau, unter den Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise nicht um einen willentlich gesteuerten Prozess, sondern um der Struktur dieses Produktionssystems inhärente Zwänge handelt, denen der Einzelne in diesem System Agierende sozusagen bei Strafe des Unterganges gehorchen muss.

Was hat das Ganze nun mit der ökologischen Krise zu tun? Um den Gesamtzusammenhang zu verstehen, kann man nicht nur den ökologischen Aspekt betrachten. Die Umweltproblematik und die derzeitige ökonomische Krise hängen untrennbar zusammen, und deswegen muss ein kurzer Exkurs unternommen werden, was diesen Zusammenhang betrifft:

Bei der derzeitigen Krise handelt es sich zunächst um eine klassische Überproduktionskrise. Dass sie auf der Erscheinungsebene und im Bewusstsein der Masse der Bevölkerung als „Finanzkrise“ imponiert, hat etwas damit zu tun, dass der Ausbruch der Krise mit einer erheblichen Verzögerung erfolgte. Gemäß den makroökonomischen Daten wäre

* Die Produktion von realen Mini(renn)autos für Kinder ist sowohl ein Beispiel für die Art und Weise, wie zusätzliche Märkte erschlossen werden wie auch dafür, wie schon in frühem Alter Geschwindigkeit und Beschleunigung als „Werte an sich“ im Bewusstsein verankert werden.

die weltweite Depression eigentlich bereits vor etwa 15 Jahren zu erwarten gewesen.^{*} Dass sie sich verzögerte, war kurz gesagt auf die enorme Aufblähung der privaten und öffentlichen Verschuldung in den letzten 20 Jahren zurückzuführen und das schließliche Platzen der Kreditblase erzeugte den Eindruck, es handele sich um eine Krise des „Finanzkapitalismus“. In Wirklichkeit stand bereits seit Längerem der enorm gewachsenen Produktion keine adäquate Kaufkraft mehr gegenüber, was das grundlegende Merkmal einer Überproduktionskrise ist.

Zum Zweiten handelt es sich um eine tief greifende ökologische Krise, die in erster Linie geprägt ist von den Folgen der ungehemmten Emission von klimaschädlichen sogenannten Treibhausgasen – in erster Linie Kohlendioxid – in den letzten 150 Jahren, verstärkt durch die Zerstörung der „grünen Lungen“ der Erde durch die Abholzung der Regenwälder und den Anstieg der Fleischproduktion (Methanemissionen) sowie weitere Faktoren, die nicht noch einmal im Einzelnen beschrieben werden sollen.^{**} Zusammenfassend ist zu sagen, dass ohne eine Reduktion des Treibhausgasausstoßes um mindestens 90% bis zum Jahr 2050 ein irreversibler Prozess eintritt, der große Teile der Erde unbewohnbar machen wird, sei es durch Überflutungen, Versteppungen/Wassermangel oder andere Konsequenzen des Klimawandels.

Diese Kombination aus ökonomischer und ökologischer Krise ist aus einem offensichtlichen Grund ungeheuer bri-

* Zu dem Thema der „verzögerten Krise“ und der damit zusammenhängenden Debatte um die sogenannten Kondratieffschen langen Wellen der Konjunktur haben wir uns an anderer Stelle geäußert; siehe *Inprecor*, Nr. 556/57, „Special crise mondiale“, Dezember 2009/Januar 2010.

** Der im Internet zu findende letzte Bericht des IPCC (International Panel on Climate Change) ist hier als Quelle zu nennen, wobei ein Teil der darin niedergelegten Prognosen bereits wieder überholt ist: Die Lage hat sich zwischenzeitlich erneut dramatisch verschlimmert.

sant: Eine der Hauptursachen der drohenden Klimakatastrophe ist nämlich exakt die Beschleunigung aller Lebensbereiche in den letzten 150-200 Jahren, also in der Phase des Industriekapitalismus. Ins Auge springt natürlich die Entwicklung und exponentielle Zunahme des modernen Individualverkehrs. So machten im Jahr 2000 die CO₂-Emissionen des Verkehrs etwa 14% des Gesamtausstoßes aus, davon entfielen 76% auf den Straßenverkehr, davon wiederum war weit über die Hälfte auf den Individualverkehr zurückzuführen.¹¹ In der Zwischenzeit ist durch die Zunahme des Autoverkehrs in den sogenannten Schwellenländern der Anteil weiter gestiegen.

Aber wie gesagt hat auch die irrationale Art der weltweiten Produktion und Distribution einen großen Anteil an der Zunahme des Nah- wie Fernverkehrs mit der entsprechenden Treibhausgasemission.* Was im Übrigen weniger bekannt ist, ist, dass von der Energie- und Umweltbilanz her das mit Abstand „schmutzigste“ Verkehrsmittel derzeit das Schiff ist. Der Schiffsverkehr machte im Jahr 2000 10% der verkehrsbedingten Emissionen aus, eine im Juli 2009 veröffentlichte Studie der Internationalen Seeschiffahrts-Organisation (IMO) geht davon aus, dass die bisherigen Schätzungen zum Umfang der CO₂ Emissionen im Schiffsverkehr viel zu niedrig ausfallen. Dem zufolge liegt der Anteil der weltweiten Schiffsemissionen in 2008 mit 1.120 Teragramm schon bei 4,5% des gesamten CO₂-Ausstoßes und damit rund 30% höher als bisherige Schätzungen.¹²

Während die soeben genannten Beispiele noch den meisten an Umweltpolitik Interessierten geläufig sind, wird über einen weiteren Sachverhalt weniger gesprochen, näm-

* Ein kleines Beispiel ist der Verkauf von südafrikanischen, australischen und amerikanischen Weinen in Europa, während umgekehrt wiederum französische und italienische exportiert werden, obwohl anerkanntermaßen die Qualität sich nicht wesentlich unterscheidet.

lich über das Anwachsen der Produktionsmenge, respektive die Haltbarkeit von Produkten.

Die letzteren Punkte sind deshalb von erheblicher Wichtigkeit, weil die derzeitigen Versuche der Bewältigung der ökonomischen Krise sämtlich auf Wirtschaftswachstum setzen, also auf eine erneute Erhöhung der Produktionsmengen.

Betrachten wir einmal ein bekanntes Beispiel für diese Strategie: die „Verschrottungsprämie“ für Alt-PKWs:

Was die mit dieser Maßnahme erfolgende Subventionierung des Individualverkehrs betrifft, so wird sie damit begründet, dass man eine Umstellung auf neue, umweltfreundliche(re) Fahrzeuge befördern wolle. Das ist natürlich Unsinn. Zum einen werden von der Ökobilanz her gesehen bei der Produktion eines Neuwagens so viele Treibhausgase freigesetzt, dass es umweltschonender ist, den alten Wagen ohne Katalysator noch mindestens zehn Jahre länger zu fahren als einen neuen zu kaufen. Es handelt sich schlicht um Subventionen für die Automobilindustrie, die noch dazu umweltpolitisch kontraproduktiv sind. Zum zweiten ist dazu zu sagen, dass eine weitere Förderung des für einen großen Teil des Treibhausgasausstoßes (s. o.) verantwortlichen Individualverkehrs klimapolitisch schlicht unverantwortlich ist.

Jegliche Warenproduktion aber bedarf eines mehr oder weniger großen Energieeinsatzes, der wiederum auf Kosten des Klimas geht. Man kann auch nicht so argumentieren, dass das Problem mit der Umstellung auf klimaneutrale Energieformen zu lösen sei. Denn die Klimabilanz der entsprechenden Energieformen ist (mit Ausnahme der Biogasanlagen) ebenfalls in mehr oder weniger großem Maße negativ. Die für die Fortführung der derzeit geltenden Wirtschaftsordnung notwendigen Wachstumsraten lassen sich klimaneutral nicht erreichen, schon gar nicht in einer Wirtschaftsordnung, die in ihre Produkte von vornherein „Sollbruchstellen“ einarbeitet, um den Umsatz zu steigern und auf Einmalprodukte statt auf Kreislaufwirtschaft setzt.

Fazit

Es sind folglich nicht irgendwelche „Auswüchse“ des Kapitalismus, die dazu geführt haben, dass der Globus vor dem ökologischen Kollaps steht. Es ist die inhärente Struktur dieser Gesellschaftsordnung, dieser Produktionsweise selbst, samt der ihr innewohnenden Tendenz zu Wachstum und Beschleunigung, die dazu geführt hat. Der Umschlag von der Produktiv- in die Destruktivkraft hat längst stattgefunden und seine Folgen sind unübersehbar.

Alle Versuche, einen „gezähmten“ Kapitalismus zu erfinden, führen demgemäß in die Irre. Einem ausschließlichen Fleischfresser sämtliche Zähne zu ziehen, macht ihn nicht zum Vegetarier – allerdings überlebensunfähig. Man müsste ihn dann füttern – also in etwa das tun, was derzeit die Regierungen weltweit mit ihren Banken tun: Sie mit dem Geld der Bürger mühsam am Leben zu halten, um die Verwertungs- und Produktionsmaschinerie nicht außer Funktion zu setzen.

Es ist nur logisch, dass wir stattdessen eine ganz andere Art des Wirtschaftens und des Austausches einführen müssen.

*Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen,
durch die sie entstanden sind.*

Albert Einstein

6. Ökosozialismus – aber wie ?

Der marxistische Philosoph Ernst Bloch, der in seinem Werk *Das Prinzip Hoffnung* ein Panorama der Utopien entwickelte, hat, wie bereits zitiert, darauf hingewiesen, dass Marx sich aus gutem Grunde von den frühsozialistischen Utopisten abgrenzte. Marx ging es um die Analyse des Bestehenden als Ausgangspunkt des Weges in eine egalitäre Zukunft, nicht um die Kopfgeburt eines utopischen Gesellschaftsmodells. Entsprechend wird es im Folgenden auch nicht darum gehen, einen „Plan“ einer Zukunftsgesellschaft zu entwickeln und damit den zahllosen existierenden utopischen Gesellschaftsentwürfen einen weiteren hinzuzufügen. Wie eingangs betont, dürfte unser im Hier und Jetzt verhaftetes Vorstellungsvermögen gar nicht ausreichen, um uns auszumalen, was unter radikal veränderten Gesellschaftsverhältnissen alles möglich – und nötig – sein wird: Unsere Phantasie ist offensichtlich manchmal etwas begrenzt. Bei einer Podiumsdiskussion, auf der der Autor den provokanten Vorschlag machte, als Maßnahme gegen den Klimawandel den Ressourcenverbrauch dadurch durchschlagend zu reduzieren, dass man sämtliche Werbung abschaffe, kam der spontane Einwurf einer sehr jungen Frau aus dem Publikum: „Und wie soll man dann erfahren, was es alles zu kaufen gibt?“...

Aber was wir tun können, und was unternommen werden soll, ist, gewisse Grundvoraussetzungen für den Weg in eine ökologisch nachhaltige, Auskommen für alle schaffende Gesellschaftsordnung zu verorten. Die folgenden Punkte sind nicht hierarchisch geordnet: Keiner ist wichtiger als der andere, keiner ist verzichtbar, weil alle logisch zusammenhängen.

Bedürfnisse

Wir haben in dem Abschnitt über die Beschleunigung bereits diskutiert, wie bestimmte, für die Funktionsweise des geltenden Systems unabdingbare Technologien in das Bewusstsein diffundieren und dann unhinterfragt als „(Grund-)bedürfnisse“ deklariert werden. In Bezug auf Mobilität und insbesondere Geschwindigkeit ist das besonders in Deutschland leicht zu illustrieren: es ist das letzte Land, in dem es entgegen jeglicher verkehrs- und umweltpolitischen Vernunft keine generelle Geschwindigkeitsbegrenzung gibt.

Was wir brauchen, ist als erstes eine allgemeine – und öffentliche – gesellschaftliche Debatte über Bedürfnisse, Bedürfnisbefriedigung und ihr Verhältnis zu den daraus resultierenden gesellschaftspolitischen und ökologischen Konsequenzen.

Einer der ersten marxistischen Wissenschaftler aus dem „realsozialistischen“ Lager, der sich mit dieser Frage explizit beschäftigte, war der Philosoph Wolfgang Harich. Viel hat er davon nicht gehabt. Wegen seiner „unkonventionellen“ Ansichten betreffend die Demokratie in der DDR saß er 7 Jahre im Gefängnis, seine bereits auf die 50er Jahre zurückgehende Beschäftigung mit ökologischen Fragen verstärkte er nach dem Erscheinen des Berichts des Club of Rome, *Die Grenzen des Wachstums*. In dem Buch *Kommunismus ohne Wachstum?* setzte er sich unter anderem auch mit der Frage der Bedürfnisse auseinander¹:

„Die Unterscheidung natürlicher und künstlicher Bedürfnisse ist am Menschen, bis auf wenige, für ihn unspezifische Instinktresiduen, nicht durchführbar. Jede, auch die steinzeitlich übliche Zubereitung von Nahrung etwa entzieht sich der Subsumierung unter bloße Naturkategorien und ist insofern bereits künstlich. Und wie uralte das Bedürfnis, durch die Lüfte zu fliegen, ist, beweist die Sage von Dädalus und Ikarus. Durchaus nicht kann somit für uns die Forderung in Betracht kommen, künstliche auf natürliche, neu erzeugte auf seit jeher gewohnte Bedürfnisse zurückzu-

schrauben. Dies wäre a priori unsinnig, weil mit dem Wesen des Menschen unvereinbar. Worauf es ankommt, ist etwas anderes: dass die menschlichen Bedürfnisse, man mag sie künstlich oder natürlich nennen, sie mögen neueren Datums sein oder uralt, in dem Maße zu unterdrücken oder voll zu befriedigen oder sogar zu stimulieren sein werden, wie die Erhaltung der Biosphäre es verlangt, und dass eine Gesellschaftsordnung errichtet werden muss, die das unter Wahrung der – auf die Dauer unverzichtbaren – Gleichheit aller Menschen zu leisten vermag.“²

Harich hat Recht und nicht Recht: Recht hat er insofern, als die Frage der Bedürfnisse selbstverständlich, und damit werden wir uns im nächsten Abschnitt noch beschäftigen, unter dem Aspekt der Ökocompatibilität zu betrachten ist. Unrecht hat er insofern, als eine ganze Reihe von „Bedürfnissen“ nicht aus „ewigen Menschheitssehnsüchten“, wie die vom Fliegen, resultieren, sondern schlicht aus dem bereits erläuterten objektiven Zwang zu Wachstum und Kapitalverwertung gezielt generiert werden. Bedürfnisse werden in der entwickelten Industriegesellschaft nicht (nur) geäußert, sie werden (gezielt) gemacht.

Wie wir gesehen haben, müssen die erwirtschafteten Profite der Wirtschaft um jeden Preis wieder in den Wirtschaftskreislauf eingespeist werden, unabhängig davon, ob ein reales und artikuliertes Bedürfnis der Gesellschaft nach weiterem Wachstum, nach weiteren Produkten und weiteren Dienstleistungen besteht. Deshalb ist die kapitalistische Gesellschaft inzwischen zu einer geworden, die permanent künstliche Bedürfnisse schafft. Als Zeuge für diese Aussage sei Stanley Resor, ehemals Präsident einer der größten amerikanischen Werbeagenturen, J. Walter Thompson, zitiert. Er sagte vor 20 Jahren:

„Sobald die Einkommen steigen, ist die Schaffung neuer Bedürfnisse das wichtigste. Wenn Sie die Leute fragen: ‚Wissen Sie, dass sich Ihr Lebensstandard in 10 Jahren um 50% erhöhen wird?‘, dann haben Sie nicht die geringste Ahnung, was das bedeutet. Sie haben kein Bedürfnis nach

einem Zweitwagen, sofern man sie nicht daran erinnert. Dieses Bedürfnis muss bei ihnen hervorgerufen werden, und man muss ihnen den Vorteil begreiflich machen, zu dem ein Zweitwagen Ihnen verhelfen wird. Manchmal sind sie sogar völlig dagegen. Ich betrachte die Werbung als eine Erziehungs- und Aktivierungskraft, die in der Lage ist, die für uns notwendigen Nachfrageveränderungen einzuleiten. Indem sie vielen Leuten einen höheren Lebensstandard beibringt, steigert sie den Konsum bis zu dem Grad, dem unsere Produktivität und unsere Ressourcen gerecht werden.“

Deutlicher kann man es nicht sagen: es geht in der kapitalistischen Wirtschaft nicht darum, die realen und verständlichen Bedürfnisse von Menschen zu befriedigen, sondern „der Produktivität und den Ressourcen“ der Wirtschaft gerecht zu werden. Der Kapitalismus ist ständig auf der Suche nach der Quelle neuer Profite und im Zweifelsfall werden Bedürfnisse schlicht erfunden und über die Medienmaschinerie in die Köpfe der Leute gehämmert.

Ein gutes und konkretes sowie aktuelles Beispiel für diese Vorgehensweise sind die Maßnahmen, die die derzeitige Bundesregierung und auch die Regierungen anderer Länder gegenüber der derzeitigen ökonomischen Krise ergriffen haben, vor allem die Diskussion über die „Konsumgutscheine“. Die so genannten Konsumgutscheine belegen in seltener Deutlichkeit die blinde Logik der kapitalistischen Produktionsweise: im Zweifelsfall werden die Menschen animiert, für sie völlig nutzlosen Müll zu erwerben, Hauptsache, sie kaufen irgendetwas, damit die Mehrwertproduktion in Gang gehalten werden kann.

Insofern ist für eine vernünftige öffentliche gesamtgesellschaftliche Debatte es als erstes erforderlich, diese Art der ausschließlich an dem Zwang zu Wachstum und Kapitalverwertung orientierte Art der Bedürfnisgenerierung zu beseitigen. Anschließend kann man sich systematisch darüber unterhalten, in welchem Umfang welche tatsächlichen Bedürfnisse existieren und ob bzw. wie und in welchem Umfang sie befriedigt werden können.

Prinzipiell existieren natürlich eine Reihe von Grundbedürfnissen, über die, zumindest in dieser Allgemeinheit, nicht zu diskutieren ist, die eigentlich ein Grundrecht für jeden darstellen (sollten), allerdings heute einem sehr großen Teil der Weltbevölkerung vorenthalten werden: (gesunde) Ernährung, (adäquate) Kleidung, (menschenwürdige) Unterkunft, Kommunikation bzw. Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und (kostenlose) Bildung.

Das Paradoxe heutzutage ist, dass jedem vernünftig denkenden Menschen klar ist, dass es eine ökonomische (und zunehmend wächst auch das Bewusstsein für die ökologische Dimension) Grenze für die Bedürfnisbefriedigung gibt. Jeder Privathaushalt kennt die Debatte darum, welche und wessen Bedürfnisse im gegebenen Rahmen prioritär zu behandeln sind. Es geht darum, eine solche Diskussion auf gesamtgesellschaftlicher Ebene kollektiv zu führen. Dafür bedarf es allerdings gewisser Voraussetzungen und auch einiger Grundprinzipien.

Eines davon hat Wolfgang Harich bereits formuliert:

„Sobald in einer ... Gesellschaft ein Produktionsstand erreicht ist, der allen ein menschenwürdiges Leben zu garantieren erlaubt, muss dort der Übergang zur höheren Stufe ... unter anderem durch den Abbau solcher Konsumprivilegien angebahnt werden, die unter keinen Umständen für alle erreichbar sein können“³

Kurz gesagt: Kaviar für alle oder keinen – also für keinen – aber, mit Verlaub: wer braucht wirklich Kaviar?

Der ökologische Imperativ

Der bürgerliche Philosoph Immanuel Kant formulierte 1785 in seiner „Metaphysik der Sitten“ den sogenannten kategorischen Imperativ. Eine der Formen, die er ihm gab, lautete:

„...ich soll niemals anders verfahren, als so, dass ich auch wollen könne, meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden.“⁴

Kant hatte dabei natürlich die ökologische Problematik nicht im Blickfeld, aber der Grundgedanke, den er fasste, ist aktuell. In Bezug auf das Spannungsverhältnis zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Umwelt, deren Teil er zugleich ist, wäre er zu konkretisieren.

Geht man von der Grundprämisse aus, die in den meisten Verfassungen niedergelegt ist, dass alle Menschen gleich sind und folglich (eigentlich) auch das gleiche Recht auf Bedürfnisbefriedigung haben, dann wäre im Sinne des obigen Satzes von Harich die Begrenzung da zu setzen, wo die vorhandenen Güter nicht allen verfügbar gemacht werden können, die das gerne möchten:

Es bedarf wohl keiner näheren Begründung dass, sagen wir einmal, nicht jeder Bürger einen Anspruch auf einen Privatjet anmelden oder eine Privatinsel bewohnen kann.

Der „Trick“ der herrschenden Ideologie besteht darin, den Menschen vorzuspiegeln, dass alle Bedürfnisse prinzipiell bei allen befriedigt werden könnten – auch die absurdesten – wenn man sich nur genügend anstrengt. Die Realität ist allerdings, dass das schlicht nicht möglich ist, ohne den Globus endgültig zu ruinieren. Und so dient diese Vorspiegelung nur dazu, den Luxuskonsum einiger weniger zu rechtfertigen, indem man den Rest auf später vertröstet und ihn im Unklaren darüber lässt, dass er nur dazu da ist, eben diesen Luxuskonsum anderer zu ermöglichen.

Bezog sich bisher die einschlägige Diskussion in marxistischen Kreisen hauptsächlich darauf, dass es bei der Frage des Abbaus von privilegierter Bedürfnisbefriedigung um die Frage der Gleichheit gehe, so stellt sich heute die Frage erweitert, nämlich im ökologischen Sinne. Grundsätzlich ist bei Produktion und Distribution von Gütern, bei der Zurverfügungstellung von Energie, bei der Interaktion mit der natürlichen Umwelt, als erstes die Frage zu stellen, welche Auswirkungen die entsprechenden Aktivitäten auf das ökologische Gleichgewicht haben – und das ist nicht, wie es heute im Rahmen der innerkapitalistischen Auseinandersetzung auf den einschlägigen Umwelt- und Klimakonferen-

zen geschieht, auf den Kostenaspekt zu reduzieren. Konsequenz einer solchen ökonomistischen Betrachtungsweise sind dann die Installierung von „Verschmutzungsrechten“, bzw. die Entwicklung einer „Umweltindustrie“.

Der Philosoph Hans Jonas formulierte in seinem Hauptwerk *Das Prinzip Verantwortung*⁵ (das in gewisser Weise eine Antwort auf das in Teilen, z. B. was die Verherrlichung der Atomenergie betrifft, ausgesprochen wissenschaftspositivistische Werk Ernst Blochs, *Das Prinzip Hoffnung* darstellt) einen „ökologischen Imperativ“:

„Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlungen verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden.“

Das entspricht im Übrigen fast deckungsgleich dem, was Wolfgang Harich schon früher als Jonas in dem obigen Zitat von 1975 sagte. (Dass Jonas und nicht Harich als Erfinder des „ökologischen Imperativs“ gehandelt wird, ist nicht verwunderlich, Harich war als „Ökomarxist“ weder im Osten noch im Westen sonderlich beliebt und wurde gerne totgeschwiegen.)

Wenn wir uns klarmachen, dass wir in Bezug auf den Klimawandel an einen Punkt gelangt sind, an dem bei einer Fortführung der derzeitigen Wirtschaftsform tatsächlich das Überleben der Spezies Mensch in Gefahr gerät, dann sollten wir schleunigst die Maxime von Harich und Jonas befolgen.

Aber um dies tun zu können, bedarf es einiger Voraussetzungen mehr als nur die Anwendung dieses Imperativs auf die derzeitigen ökonomischen und gesellschaftlichen Zustände. Es bedarf einer Produktionsweise, die auf stofflichen Kreisläufen fußt, statt den Globus sozusagen „zu verbrauchen“, und die deswegen auch anders strukturiert sein muss.

Gleichheit und Privateigentum

Die völlige Gleichheit aller, also auch die völlige Gleichberechtigung der Geschlechter, ist eine Grundbedingung für eine (öko-)sozialistische Gesellschaft. Schon die frühen Utopisten hatten das erkannt. Gleichheit nur in Bezug auf einen Teilbereich der Gesellschaft ist per definitionem keine solche, ein Unterordnungsverhältnis zwischen Menschen aufgrund eines Merkmals, welches auch immer es sei, ist mit Egalität im Sinne des Wortes unvereinbar.

Im deutschen Grundgesetz und in anderen Verfassungen ist sie festgeschrieben, die Gleichheit, allerdings nur dergestalt, als alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind. Den wenigsten Menschen fällt auf, dass das ebenfalls verfassungsmäßig geschützte Recht auf Privateigentum in einem unauflöselichen Widerspruch zu diesem Grundrecht steht. Denn das Privateigentum an den Produktionsmitteln (nicht etwa an Gebrauchsgütern wie Kleidung etc.) zementiert die Trennung der Gesellschaft nicht nur in Reiche und Arme, sondern vor allem auch in die, die bestimmen, welche Produkte erzeugt und welche nicht erzeugt werden und, wie wir im Abschnitt über die Bedürfnisse diskutiert haben, welche Bedürfnisse „gemacht“ werden. Zwar steht auch etwas von der „Sozialbindung“ des Eigentums im Grundgesetz, aber das bleibt Makulatur, solange die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel nicht der Kontrolle der Gemeinschaft übereignet wird.

Wir haben im Kapitel über die Utopien gesehen, dass schon sehr früh eben dieses Privateigentum als die Quelle der Ungleichheit erkannt wurde. Es sei nochmals an das bereits angeführte Zitat von Thomas Morus erinnert:

„Indessen... scheint mir – um es offen zu sagen, was ich denke – in der Tat so, dass es überall da, wo es Privateigentum gibt, wo alle alles nach dem Wert des Geldes messen, kaum jemals möglich sein wird, gerechte oder erfolgreiche Politik zu treiben, es sei denn, man wäre der Ansicht, dass es dort gerecht zugehe, wo immer das Beste den Schlechtesten zufällt, oder glücklich, wo alles an ganz wenige verteilt

wird und auch diese nicht in jeder Beziehung gut gestellt sind, die übrigen jedoch ganz übel...“

Thomas Morus hat vollkommen Recht. Gleichheit kann es nicht geben, wenn es Privateigentum an den Mitteln gibt, die die Gesellschaft zum Leben braucht – und entgegen landläufiger Meinung ist es auch nicht „notwendig“. Die unzähligen bereits existierenden selbstverwalteten und Genossenschaftsbetriebe zeigen, dass man auch „ohne Boss“ produzieren kann. Aber sie leiden erstens unter dem Problem, dass sie eine kleine Minderheit darstellen und sich somit nicht den allgemeinen „Regeln“ der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft entziehen können, und dass sie zweitens, was ihre Produktion betrifft, nur fragmentarisch auf den notwendigen gesellschaftlichen Diskurs betreffend Bedürfnisse und Bedürfnisbefriedigung zurückgreifen können.

Eine wirkliche Gleichheit kann es folglich nur geben, wenn gleichzeitig mit einer verallgemeinerten Debatte um Bedürfnisse die für die Bedürfnisbefriedigung notwendigen Produktionsmittel unter öffentliche Kontrolle gestellt und in öffentliches Eigentum überführt werden. Wir sprechen hier ausdrücklich nicht von „Staatseigentum“, denn, wie wir noch sehen werden, sind für eine vernünftige gesellschaftliche Verteilung und auch die Diskussion darüber andere Strukturen notwendig als die uns geläufigen „staatlichen“.

Und die Abschaffung des Privateigentums erst ermöglicht es, eine Produktion und Verteilung nicht an den Gesetzen der Betriebsökonomie und der Rentabilität zu orientieren, sondern an der gesellschaftlichen Nützlichkeit und gemäß dem „ökologischen Imperativ“. Ein Unternehmer, der sich heute an diesen beiden Punkten orientieren würde, wäre entweder sehr schnell bankrott, oder er müsste das betreiben, was heute sehr viele kleine Alternativbetriebe tun, die versuchen, sich nach derartigen Prinzipien zu richten: Selbstaussbeutung. In einer kapitalistischen Gesellschaft ist

die Wahrnehmung sozialer und ökologischer Verantwortung in erster Linie ein Wettbewerbsnachteil.

Nun wenden manche bürgerlichen Ökologen, insbesondere aus dem Bereich der inzwischen heftig expandierenden sogenannten Bioproduktion, ein, dass es reichen würde, die Unternehmen, beispielsweise durch eine entsprechende Gesetzgebung, auf entsprechende Standards zu verpflichten. Sie lassen dabei, ob absichtlich oder aus Kurzsichtigkeit, zwei Dinge außer Acht: Erstens folgt eine auf der privaten Produktion einzelner Kapitalien beruhende Produktion aus den im entsprechenden Kapitel erläuterten Gründen gewissen ökologisch kontraproduktiven Gesetzmäßigkeiten, die nur außer Kraft gesetzt werden können, wenn der Produktions- und Distributionsapparat insgesamt dem Einzelinteresse entzogen wird. Und zweitens sind „die Gesetzgebung“ und „der Staat“ keine neutralen Instanzen, sondern samt ihrem Machtapparat die Sachwalter genau der gesellschaftlichen Gruppe, die keinerlei Interesse daran hat, gesellschaftliche Planung unter ökologischen Gesichtspunkten oder gemäß dem „ökologischen Imperativ“ zuzulassen. Das würde sie nämlich ihrer Privilegien berauben.

Gleichheit kann aber auch nicht eine „Herrschaft der Philosophen“ brauchen, wie sie Platon und andere propagierten. Gleichheit bedeutet die gleichberechtigte Auseinandersetzung aller über Ziele und Wege des egalitären Zusammenlebens.

Womit wir bei der Erziehung wären.

Bildung und Erziehung

Erziehungs- und Bildungssysteme sind ein Reflex auf die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse. An der derzeitigen Bildungslandschaft lässt sich das gut ablesen: Erzogen wird im Wesentlichen in dreierlei Richtung:

– Zum einen zur Hierarchie: Das heutige Bildungssystem ist ein Unterordnungssystem. Ein freier und gleichberechtigter Austausch zwischen Lehrenden und Lernenden über Formen und Inhalte des Lernprozesses findet nicht statt. Es

handelt sich – von wenigen Nischen, die nur wenigen zugänglich sind, abgesehen – qua Schulordnung in der überwältigenden Mehrzahl der Bildungseinrichtungen um klar hierarchisch strukturierte Systeme.

– Zum zweiten zur Konkurrenz: Wissensakkumulation und Prüfungen sind darauf angelegt, nicht nur Wissenshierarchien zu bilden, sondern vor allem das allgemeine Prinzip einzuüben, dass der einzelne sich in der Konkurrenz mit anderen „durchsetzen“ muß, um im gesellschaftlichen Kontext einen möglichst hohen Rang, verbunden mit den entsprechenden materiellen Privilegien, zu besetzen.

– Zum dritten zur Funktionalität: Wissensvermittlung dient nicht primär dem Ziel, die Welt in ihrer Totalität zu begreifen und darüber dann die Lerninhalte in den gesellschaftlichen Kontext stellen und unter Umständen kritisch hinterfragen zu können, sondern dazu, möglichst effektiv die benötigte Anzahl von Arbeitskräften für bestimmte Funktionen im Verwertungsprozess abrichten zu können. (Der Kabarettist Wolfgang Neuss hat das in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in die Worte gekleidet: „Der deutsche Kleinbürger fürchtet nichts so sehr, wie Zusammenhänge begreifen zu können.“)

Die „Bildungsreform“ der Europäischen Union, der sogenannte Bologna-Prozess, legt von diesem unaufhaltsamen Trend in der Bildungspolitik beredtes Zeugnis ab. Ein abgestuftes System und eine Erhöhung des Lern- und Prüfungsdrucks soll dafür sorgen, dass möglichst wenig für die spätere Verwendung „unnützes“ Wissen erworben und die Ausbildung auf das „Notwendige“, das heißt für den kapitalistischen Verwertungsprozess benötigte, Maß beschränkt wird. Alles andere wären tote Kosten und überdies auch gefährlich.

Hinzukommt, dass der direkte Einfluss der Wirtschaftsunternehmen auf die Universitäten und auch Schulen immer größere Ausmaße annimmt. Mittels der sogenannten Drittmittelforschung wird die Forschung für die Interessen des Kapitals zugerichtet.

Wozu überhaupt nicht erzogen wird, was die *Inhalte* betrifft, und das ist das Wichtigste, ist zu nachhaltigem Denken und Handeln im ökologischen Sinne. Eine derartige Aus-Bildung eines immer mitgedachten Sinnes für die ökologischen Folgewirkungen des individuellen wie kollektiven Handelns ist kein „Lehrfach“ neben anderen. Es ist eine sogenannte Querschnittsaufgabe. Es ist auch keine „Umwelttechnik“, wie sie heute an den Universitäten gelehrt wird. Es ist die Ausbildung eines „Sinnes“, einer tiefgehenden Internalisierung, so selbstverständlich wie es heute beispielsweise das automatische nach links und rechts-Sehen vor Überqueren einer Straße ist (was dann tendenziell entfehle...), der uns in die Lage versetzt, die ökologischen Folgen unseres Handelns im Großen wie im Kleinen automatisch jeweils mitzudenken. Das ist im Übrigen nichts Neues: In vielen „alten“ Kulturen, die unter nichtkapitalistischen Subsistenzbedingungen leben, war und ist das gang und gäbe.

Dass unter den geltenden Bedingungen mit einer solchen Erziehung nicht zu rechnen ist, auch wenn sie natürlich gefordert werden muss, ist klar. Entsprechend geprägte Menschen kann die real existierende Industrie nicht brauchen – sie würden sich wohl kaum an der Konstruktion von SUVs, Atomkraftwerken oder Massenvernichtungswaffen beteiligen – und sie würden einen großen Teil der heute beworbenen Produkte nicht (mehr) kaufen.

Eine ökosozialistische Gesellschaft braucht deshalb ebenso unverzichtbar neben anderen Inhalten eine andere *Form* von Bildung und Erziehung, eine ohne Hierarchien und eine, die nicht in erster Linie auf den Erwerb von (Herrschafts- und Konkurrenz-)techniken ausgerichtet ist. Auch in diesem Bereich gab und gibt es entsprechende konkrete Ansätze, die bisher allenfalls ein Nischendasein fristen. Im Bereich der Schulen bzw. der Kindererziehung wären zum Beispiel Aspekte der Montessori-Pädagogik zu nennen, aber auch die radikale Forderung nach „Entschulung der Gesellschaft“, die Ivan Illich vor knapp 40 Jahren

aufgestellt hat.⁶ Ansätze zu herrschaftsfreier Erziehung in verschiedener Form sind nichts wirklich Neues, auch in diesem Bereich gibt es zahlreiche Erfahrungen, auf die zurückgegriffen werden kann. Leider wurden viele Ansätze, die nach dem Ersten Weltkrieg entstanden und in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts praktiziert wurden, unter dem Faschismus verboten; nicht alle wurden nach der Befreiung vom Faschismus wieder aufgegriffen. Zu nennen wären zum Beispiel der Ansatz von Celestin Freinet⁷, der von John Dewey⁸, der mit Maria Montessori⁹ und dem von den Faschisten ermordeten Adolf Reichwein¹⁰ in Kontakt stand (und dessen „laboratory school“ auch Einfluss auf zeitgenössische Versuche wie die „Laborschule“ in Bielefeld hatte), aber auch Alexander Sutherland Neill¹¹, der auf die reformpädagogische Diskussion der sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts großen Einfluss ausübte.

Man muss also bei der Entwicklung eines Bildungssystems, das diesen Namen verdient, nicht bei Null anfangen. Auch hier haben sich im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft Keimformen einer zukünftigen Pädagogik bereits entwickelt.

Im Zentrum einer Bildung, die diesen Namen verdient, darf nicht der Wissenserwerb, eingeengt auf das Antrainieren definierter Fähigkeiten und Techniken für das Berufsleben stehen, sondern der Erwerb der Fähigkeit, gleichberechtigt die gemeinsam zu treffenden gesellschaftlichen Entscheidungen mitbestimmen zu können – und dazu ist eine breite Allgemeinbildung erforderlich, die nicht unmittelbar auf späteren ökonomischen Erfolg zielt. „Lebenslanges Lernen“, heute ein Euphemismus für eine erzwungene, an den wechselnden Notwendigkeiten der Kapitalverwertung ausgerichtete, lebenslange Mobilität, wäre dann etwas Positives, vielleicht in dem Sinne, wie wir es bei Diodorus Siculus gesehen haben, oder bei Thomas Morus' Utopia, wo jeder im Laufe seines Lebens mehrere Berufe erlernte –

allerdings auch die notwendige Zeit und Muße dafür geboten bekam.

Das Verschwinden des Konkurrenzprinzips im Bildungsbereich wäre im Sinne des dialektischen Prinzips ebenso Voraussetzung wie Folge der Herausbildung einer egalitären Gesellschaft. Erst das Verschwinden von Standes- und Einkommensunterschieden macht eine solidarische, freie und nicht unter äußerem und innerem Druck stattfindende Bildung möglich und umgekehrt sind nur Menschen, die eine solche Erziehung und Bildung genossen haben, fähig, eine solche Gesellschaft zu gestalten.

Und eine solche Bildung wäre dann auch eine Bildung in Richtung auf nicht-hierarchisches, kollektives und solidarisches Handeln und Entscheiden. Sie wäre eine wirklich kollektive Bildung, die nicht den Stärksten belohnt, sondern die Schwächeren fördert, statt sie auszuschließen, zu sanktionieren und im Extremfall ganz aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang auszuspeien.

Arbeitszeit

Für ein solches Bildungssystem braucht es viel Zeit. Auch für eine solidarische, kollektive Entscheidungsfindung braucht es viel Zeit. Aber die haben wir im Überfluss – auch heute schon, aber erst recht, wenn alle gesellschaftlich objektiv unnützen und kontraproduktiven Tätigkeiten wegfallen. Und deren gibt es unzählige.

Wie beispielsweise aus einer Meldung des Zentralverbandes der deutschen Werbewirtschaft hervorging¹², waren zum Stichtag 2008 mehr als 600.000 Menschen in diesem Bereich beschäftigt, das entspricht bei einer Gesamtzahl von gut 40 Millionen Beschäftigten einem Anteil von fast 1,5%. Das heißt, dass pro hundert Einwohner einer ausschließlich damit beschäftigt ist, seinen Mitmenschen irgendwelche Produkte schmackhaft zu machen. Hinzukommen die Heerscharen von Produktentwicklern, Marktforschern und Wissenschaftlern, die ihre Zeit damit verbringen

gen, neue Produkte zu entwickeln oder für bereits existierende die Anwendungsgebiete zu erweitern.*

Makler, Börsenspekulanten, Steuerberater, Versicherungsmathematiker, überhaupt die gesamte Versicherungsbranche, die gesamte Waffenproduktion, der Gewaltapparat – die Liste von Berufen und Tätigkeiten, die in einer solidarischen und egalitären Gesellschaft schlicht überflüssig wären, ließe sich beliebig verlängern. Wer braucht einen Häusermakler, wenn es eine garantierte und öffentlich-kollektive Wohnraumversorgung gibt, wer braucht Waffen im Frieden, wer braucht eine Versicherung, wenn es ein garantiertes lebenslanges Auskommen für alle gibt, wer braucht Werbung, wenn es eine allgemein zugängliche Informationsplattform mit Testberichten aller erhältlichen Produkte gibt?

Bereits heute könnte die Arbeitszeit problemlos auf ca. fünf Stunden täglich abgesenkt werden, wenn nur die vorhandene Arbeit umverteilt würde. Eine Wegfall der genannten Arbeiten (und anderer mehr) würde die tägliche Erwerbsarbeit auf unter vier Stunden sinken lassen – es wäre genügend Zeit, gemeinsam das Zusammenleben zu organisieren, sich und andere zu bilden und so tatsächlich im „Reich der Freiheit“ anzukommen.

Utopie? Der des Kommunismus völlig unverdächtige bürgerliche Wirtschaftstheoretiker Max Weber schrieb einmal:

„Die Heraufsetzung der Akkordsätze bewirkte auffallend oft nicht etwa, dass mehr: sondern dass weniger an Arbeitsleistung in der gleichen Zeitspanne erzielt wurde, weil die Arbeiter die Akkorderhöhung nicht mit Heraufson-

* In der Medizin hat das z. B. zur Einführung eines eigentlich für die Industrie entwickelten Operationsroboters geführt, der wegen desolater Ergebnisse sehr schnell wieder von der Bildfläche verschwand. Die Werbung in der Laienpresse führte allerdings zunächst dazu, dass eine Zeitlang den Kliniken, die das Gerät nicht vorhielten, die Patienten davon liefen...

dern mit Herabsetzung der Tagesleistung beantworteten. ... er (der Arbeiter Anm. d. Verf.) fragte nicht, wie viel kann ich am Tag verdienen, wenn ich das mögliche Maximum an Arbeit leiste, sondern: wie viel muss ich arbeiten, um denjenigen Betrag zu verdienen, den ich bisher einnahm und der meine traditionellen Bedürfnisse deckt? Der Mensch will von Natur nicht Geld und mehr Geld verdienen, sondern einfach leben, so leben wie er zu leben gewohnt ist und so viel erwerben, wie dazu erforderlich ist.“¹³

Da trifft er sich mit Karl Marx, der im ersten Band des *Kapital* ausführlich analysiert hat¹⁴, welche Schwierigkeiten die Arbeitgeber der ersten Manufakturen und Fabriken im beginnenden Industriekapitalismus überwinden mussten, um die Arbeiter dazu zu bringen, regelmäßig und Vollzeit zu arbeiten. Entgegen landläufiger Meinung waren nämlich die Arbeitszeiten in der vorindustriellen Ära erheblich niedriger als heute. Sie lagen nach groben Schätzungen bei 4 bis 5 Stunden. Erst als man die Menschen von ihren Produktionsmitteln trennte, konnte man sie zwingen, zehn und mehr Stunden am Tag zu arbeiten. (In den Vorzeigefabriken des Robert Owen galt Anfang des 19. Jahrhunderts die dortige Arbeitszeit von 10 Stunden als vorbildlich, da ansonsten bis zu 16 Stunden gearbeitet werden musste.) Andre Gorz weist darauf hin, dass es zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt des Anarchosyndikalismus eine Bewegung gab, nur noch 3 bis 4 Tage in der Woche zu arbeiten. Die Reaktion des Kapitals auf diese Bewegung war bezeichnend:

„Gegen dieses Wiederauftauchen einer Selbstbegrenzung gemäß der Norm des Ausreichenden wurde 1910 in England eine strenge Reglementierung der Beschäftigungsbedingungen eingeführt: sie sah vor, die Beschäftigung denen vorzubehalten, die sich verpflichteten, Vollzeit zu arbeiten. Indem das Kapital die Vollzeitarbeit zur Voraussetzung der Beschäftigung machte, sicherte es sich nicht nur die Herrschaft über die Arbeiterschaft, die Vorhersehbarkeit des Ertrags und der Arbeitskosten, es dehnte seine Herrschaft

auch auf die Lebensweise der Arbeiter aus. Es ließ in ihrem Leben nur Platz für die funktionale und entlohnte Arbeit im Dienst des Kapitals einerseits und für den Konsum im Dienst des Kapitals andererseits.“¹⁵

Die zur Subsistenz notwendige Erwerbsarbeit, so viel ist sicher, ist nicht der Sinn und Zweck eines erfüllten Lebens – und das wurde, soviel kann man aus den entsprechenden Ausführungen von Max Weber und Karl Marx lernen, auch bis zum Aufstieg des Industriekapitalismus nicht so gesehen, geschweige denn gehandhabt. Bereits 1847 schrieb Marx in *Lohnarbeit und Kapital*:

„Die Zeit ist der Raum der menschlichen Entwicklung. Ein Mensch, der keine freie Zeit zur Verfügung hat, dessen ganze Lebenszeit abgesehen von den bloß physischen Unterbrechungen durch Schlaf, Mahlzeiten usw., durch seine Arbeit für den Kapitalisten in Anspruch genommen wird, ist weniger als ein Lasttier.“¹⁶

Auch die traditionelle Aufteilung in „Erwerbsleben“ und „Freizeit“ könnte entfallen, wenn die Arbeitszeit durch Umverteilung der Arbeit auf alle Hände und durch Wegfallen sämtlicher gesellschaftlich unnützer und parasitärer Tätigkeiten auf weniger als die Hälfte der heutigen reduziert würde. Bei einer derartigen Reduktion der „notwendigen Arbeit“, wie sie möglich ist, könnte z. B. sozusagen ein Arbeitszeitkontingent festgelegt werden, das dann im Laufe des Lebens „abgearbeitet“ wird. So könnte man zum Beispiel ein Jahr lang etwas mehr arbeiten, um dann wieder eine Bildungseinrichtung zu besuchen, etwas Neues zu lernen – oder schlicht zu faulenz.“^{*}

Hier treffen wir uns nicht von ungefähr wieder mit den Vorstellungen eines Thomas Morus, für den ebenfalls die

* Der Schwiegersohn von Karl Marx, Paul Lafargue, meinte bereits 1883 in seiner Schrift *Das Recht auf Faulheit*, dass Arbeit eigentlich nur als „eine Würze der Vergnügungen der Faulheit“ zu ertragen sei.

Reduktion der (notwendigen) Arbeit Voraussetzung für eine egalitäre Gesellschaft war...¹⁷

Verteilung und Planung

Die Weltgesellschaft, wenn man sie als Ganzes betrachtet, bietet schon seit langem genug, um die Grundbedürfnisse aller zu befriedigen. Dass dies nicht geschieht, ist auf die empörende nationale wie internationale Verteilung zugunsten einer Handvoll „reicher Länder“ (und innerhalb derer auf eine Handvoll Superreicher) zurückzuführen. Und das ist unter anderem eine Machtfrage: Die Ausplünderung von Ländern wie Bolivien, von seinen Bodenschätzen her einst eines der reichsten Länder der Erde, das vom Lebensstandard immer noch eines der ärmsten ist, beispielsweise, legte die Grundlage für den Aufstieg der Industriestaaten. In diesen wiederum herrscht ein ähnlich extreme Ungleichheit, die in den letzten Jahrzehnten rapide zugenommen hat.

Es muß also gar nicht darum gehen, noch mehr zu produzieren, sondern darum, eine gerechte und im ökologischen Sinne vernünftige weltweite, regionale und lokale Umverteilung der Ressourcen in Angriff zu nehmen. Dass dies nicht auf administrativem Wege und auch nicht auf dem Wege einer zentralisierten Planung durch ein mehr oder weniger anonymes Plankomitee erfolgen kann, lehrt uns die Vergangenheit.

Nun hat die enorme Entwicklung im Bereich der Datenverarbeitung aber ideale Voraussetzungen geschaffen, zwei Dinge zu tun, die die Vorbedingung für eine Planung „von unten“ einerseits und für koordinierte Planungsprozesse im Sinne von Netzwerken andererseits bieten. (Es kommt noch ein Drittes hinzu, nämlich die Voraussetzungen für eine Dezentralisierung im Bereich der Produktion, damit werden wir uns im nächsten Abschnitt beschäftigen). Die Digitaltechnik samt der Möglichkeit weltweiter Vernetzung über die neuen Informationstechnologien ist einer der Schlüssel für eine gleichzeitig basisorientierte, also bei den

lokalen Produzenten ansetzende, und verallgemeinerte Verteilung nach Bedarf.

Zum einen kann – hat man einmal erst den gesamten Werbemüll, der den größten Teil des World Wide Web heute belegt, hinausgeworfen – das Internet dazu genutzt werden, sozusagen in Echtzeit freie Kapazitäten und ungenutzte Ressourcen bekanntzumachen und für eine Verteilung zu sorgen, und zwar in direktem Austausch. Zum zweiten bietet es umgekehrt die Möglichkeit, Mangel an bestimmten Dienstleistungen oder Gütern auf die gleiche Weise anzumelden. Man könnte sich das, sehr vereinfacht gesagt, vorstellen wie ein Internet-Auktionshaus, nur eben ohne Auktion und ohne Geld. (Hierfür gibt es im Übrigen schon Beispiele^{*)}:

Natürlich würde die Notwendigkeit einer übergreifenden und längerfristigen Planung in Bereichen, die dies erforderlich machen, wie etwa Energieversorgung, öffentlicher Verkehr oder Krankenversorgung, dadurch nicht entfallen. Aber ein großer Teil der zur Subsistenz notwendigen Dienstleistungen und Produkte könnte über derartige Netzwerke flexibel verteilt, bestellt und eingeplant werden. Denn in einer Gesellschaft, bei der die Betriebe nicht mehr aus Konkurrenz-, Profit- und Amortisationsgründen 24 Stunden am Tag laufen müssen, kann auch flexibel produziert werden. Das Produzieren „on demand“ bekäme damit erst seine korrekte Bedeutung. Die übergreifende längerfristige Produktions- und Verteilungsplanung müsste wiederum über ein Delegiertensystem bei Öffentlichkeit aller Daten und Sitzungen (auch dazu bietet das Internet die Möglichkeit) vorgenommen werden. Dazu braucht man eigentlich nichts Neues mehr zu erfinden: multinationale

* So z. B. die Internet-Tauschbörsen oder Tauschringe:
http://www.bambali.net/money_details.php;
<http://www.tauschticket.de/?rec=112670415>; oder die Umsonstläden. Eine Liste findet sich auf:
<http://alles-und-umsonst.de/?bereich=umsonstladen>

Großkonzerne nutzen für ihre Planung derartige Instrumente längst.

Der Vorwurf übrigens, dass eine derartige Planung die Forschung behindern würde, trifft nicht zu. Im Gegenteil: Wenn das unselige Konkurrenzprinzip entfielen, die unsäglichen Streitigkeiten darüber, wer was zuerst ge-/erfunden hat, weil derartiges gegenstandslos geworden ist, könnte eine für alle offene globale Kommunikation und Kooperation zwischen allen Beteiligten erfolgen – was immense Ressourcen sparen und die Prozesse erheblich beschleunigen würde – es gäbe keine Patentstreitigkeiten mehr.

Demokratie, Dezentralisierung, Regionalisierung

Den Herrschenden in den Konzernetagen und ihren Stathaltern in den Regierungen dämmert es, wie eingangs angemerkt, ebenfalls langsam, dass sich angesichts der Gesamtlage die Systemfrage stellt. Sollten sie allerdings tatsächlich auf die Idee kommen, etwas gegen den drohenden ökologischen Kollaps zu unternehmen, so wird das in eine andere Richtung gehen, sie werden um jeden Preis ihre Privilegien und ihre Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel zu retten versuchen. Ein Teil der Ergebnisse ist jetzt schon zu besichtigen: Kriege, Aufbau der „Festung Europa“, Abbau demokratischer Rechte, Überwachungsstaat und Verlagerung von Kompetenzen auf der direkten demokratischen Kontrolle entzogene Instanzen wie EU-Bürokratie, IWF, Weltbank. Das Wort von der „Ökodiktatur“ macht nicht von ungefähr die Runde.

Wie wir im letzten Abschnitt darlegten, geht es auch anders. Statt Zentralisierung brauchen wir Dezentralisierung, statt Überwachung Transparenz und statt Militär und Polizei Verteilungsgerechtigkeit. Nur eine Struktur, die alle an allen Entscheidungen beteiligt, kann wirkliche Demokratie hervorbringen.

Dazu braucht es zum einen die technischen Voraussetzungen. Die existieren, wie bereits gesagt. Das Wort von Marx, dass es bestimmter materieller Voraussetzungen für

den Sozialismus bedürfe, ist auch in diesem Zusammenhang höchst aktuell. Die digitale Informationstechnik macht es möglich, dass beispielsweise in Echtzeit Verhandlungen beobachtet, Planungen eingesehen und Entscheidungen mitverfolgt, kommentiert und bewertet werden können. Die materiellen Voraussetzungen haben sich auch insofern geändert, als heute vieles, was bisher zentralisiert produziert werden musste, dezentralisiert werden kann. Ein schlagendes Beispiel ist die Energieerzeugung: Es existieren bereits eine Reihe von Kommunen, die komplett energieautark sind, dank Biogas, Erdwärme und Solarenergie – sämtlich dezentral verwendbare Techniken.* Selbst im Bereich der Produktion sind die Bedingungen anders geworden, es ist weitgehend möglich, die Arbeit zu den Menschen zu bringen statt umgekehrt.¹⁸

Zum zweiten brauchen wir ein politisches System, das gewährleistet, dass die gewählten Vertreter jederzeit abgerufen werden können, und das eine Rotation der Ämter einschließt. Angesichts der oben prognostizierten Reduktion der Arbeitszeit wird es den heutigen Typus des „Berufspolitikers“ nicht mehr geben, zumal das Amt nicht mehr mit irgendwie gearteten Privilegien verbunden sein wird, sondern ein Beruf wie jeder andere. In dieser Hinsicht könnte man mit den notwendigen Abänderungen Saint-Simon folgen, gemäß dem bereits vorgestellten Zitat von Engels, dass es um „die Überführung der politischen Regierung über Menschen in eine Verwaltung von Dingen und eine Leitung von Produktionsprozessen, also... die Abschaffung des Staates“¹⁹ gehe – den Staat als Staatsapparat, der die sozialen Angelegenheiten von oben regelt, wohlgemerkt. Der Staat als Gemeinschaft der Weltbürger, vernetzt

* Die derzeit in Planung befindlichen Großprojekte im Bereich Energieversorgung wie das Desertec-Projekt sind demgegenüber der Versuch, das Monopol der Großkonzerne betreffend die Energieversorgung zu zementieren – notwendig wären sie nicht.

und in mehr oder weniger großen Zusammenhängen selbstverwaltet lebend, dagegen wird ihn ersetzen.

Für eine solche partizipatorische Basisdemokratie braucht es natürlich viel Zeit – aber, wie im Abschnitt über die Arbeitszeit erläutert, werden wir die haben. Und wir sollten sie uns auch, wie gleich zu diskutieren sein wird, auch nehmen.

Entschleunigung

Warum Entschleunigung? Die richtige Frage ist allerdings: Warum Beschleunigung? Dass es in allen Lebensbereichen – Arbeit, sog. Freizeit, Transport, Kommunikation, Innovation etc. pp. – eine ungeheure Beschleunigung gegeben hat in den letzten 150 Jahren, und dass diese Beschleunigung sich unter anderem in dem exponentiellen Anstieg der Treibhausgaskonzentration manifestiert, haben wir schon eingehend erläutert. Wir haben auch darauf hingewiesen, dass es keinen „Beschleunigungstrieb“ als Grundeigenschaft des Menschen gibt. Diese Beschleunigung ist aufgrund der spezifischen ökonomischen Mechanismen im herrschenden System eine Zwangsläufigkeit.

Wir sollten vieles viel langsamer und überlegter tun, nicht nur, weil wir das schlicht tun müssen, was z. B. den Verkehr angeht, um den Klimawandel aufzuhalten. Eine Entschleunigung ist auch in anderer Hinsicht dringend notwendig und sehr nützlich. Der Zwang zur erhöhten Umlaufgeschwindigkeit des Kapitals, der der Hintergrund für das Phänomen ist, hat nämlich z. B. auch seine Auswirkungen auf die Forschung. Ich will es einmal das Daniel-Düsentrieb-Syndrom nennen:

Der Forscher und Erfinder Daniel Düsentrieb aus Ducktown/USA²⁰ stößt immer wieder auf das Problem, dass er unter Zeitdruck Erfindungen entwickeln muss (meist auf Bestellung oder auch Erpressung eines bekannten Fantastilliardärs), die eiligst zur Anwendung gebracht werden (wobei der Ingenieur meist auch noch warnt, man solle vielleicht erst einmal testen) und von denen sich dann regel-

mäßig herausstellt, dass die Folgen und Kollateralschäden nicht einkalkuliert wurden, die sie hervorrufen, was dann wiederum regelmäßig damit endet, dass die Erfindung bestenfalls auf dem Müll landet, gelegentlich aber auch einmal ökologische Kleinkatastrophen auslöst.

Beobachtet man die Innovationsgeschwindigkeiten in bestimmten Branchen, wie zum Beispiel der Medizin, und die dann regelmäßig folgenden kleinen und großen Skandale (wobei in den meisten Fällen das Medikament/Implantat/Instrumentarium eher geräuschlos wieder vom Markt verschwindet), dann kann man abschätzen, welche Folgen der Druck, immer mehr Produkte in immer rascherer Folge auf den Markt zu bringen, nach sich zieht: Die völlig irrwitzige Beschleunigung kostet nicht nur in Bezug auf die allgemeinen Umwelt- und Klimafolgen, sondern auch konkret Menschenleben und Natur.

Warum eine neue Schnellbahntrasse gebaut werden muss, nur um zehn Minuten eher am Ziel zu sein (und dann eventuell eine Stunde im Stau zu stehen), ist aus ökonomischen Gründen plausibel – sonst nicht.

Ökologische Nachhaltigkeit im Denken und Handeln erfordert Muße – und Zeit – und die, wie wir gesehen haben, könnten wir im Überfluss haben.

Was wir brauchen, ist folgerichtig eine konsequente Entschleunigung, aber die ist, wie gesagt, in einem System nicht zu haben, das für sich sozusagen eine Beschleunigungsspirale darstellt.

Fazit

Ossip K. Flechtheim hat in der Einführung zu *Perspektiven des Ökosozialismus* 1983 geschrieben:

„Die neue (ökosozialistische, Anm. d. Verf.) Gesellschaft könnte dabei wohl in manchem an vorindustrielle Verhaltensweisen und Werte anknüpfen. Möglicherweise würde sie urkommunistische Gemeinschaftsformen wie etwa die Großfamilien oder Dorfgemeinschaften der Vergangenheit weiterentwickeln.“²¹

Die ökosozialistische Gesellschaft, die wir uns vorstellen (soweit wir das bei der Begrenztheit unseres Horizontes können), wird das Beste an Gemeinschaftssinn, an Solidarität, an Naturbezogenheit und an Nachhaltigkeit aus allen derartigen vergangenen Gesellschaften und das Beste aus den „alten“ und „neuen“ Utopien brauchen, um die gewaltigen Probleme zu lösen, die uns die kapitalistische Wirtschaftsordnung beschert hat.

Wir brauchen eine andere Bildung und Erziehung, einen anderen Verkehr, ein anderes Zusammenleben, eine andere Weise zu produzieren, zu verteilen, zu kommunizieren und nicht zuletzt viel Geduld mit uns, viel Ungeduld in Bezug auf die herrschenden Zustände und vor allem: viel Phantasie.

Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.

Walter Benjamin¹

7. Fünf nach oder fünf vor zwölf ?

Zu spät?

In Zeiten einer allgemeinen gesellschaftlichen Krise tauchen unvermeidlich die Untergangsapostel auf, die das Ende der Welt kommen sehen. Auch derzeit werden allerorten Umweltzerstörung und Klimawandel als die apokalyptischen Reiter der Neuzeit beschworen und es wird uns vorgerechnet, dass es viel zu spät sei, etwas zu unternehmen. Diese Art von Analysten erledigt schlicht das Geschäft derer, die gar nicht wollen, dass etwas Wesentliches unternommen wird.

Was allerdings richtig ist, ist, dass die Zeit allmählich knapper wird. Eine Gesellschaft der Freien und Gleichen ist unter den Bedingungen des Mangels, der Verteilungskämpfe um die letzten verbliebenen Rohstoffe, die letzten fruchtbaren Böden und die letzten Reserven an sauberem Wasser nicht vorstellbar. Dass die Herrschenden mit einem solchen Szenario rechnen, zeigt sich daran, dass sie sich bereits des längeren darauf vorbereiten. Nicht nur das Schengen-Abkommen als virtuelle Mauer um Europa und der reale Zaun der USA an der Grenze zu Mexiko mit ihren tödlichen Folgen legen dafür unter anderem beredtes Zeugnis ab.

Was sicher ist: Niemand kann heute wissen, wann es „zu spät“ ist. Aber wir könn(t)en durchaus wissen, was zu tun ist.

Revolution?

Einfache Gemüter stellen es sich so vor: man macht einen Plan, dann kommt die Revolution und als ob ein Schalter umgelegt worden wäre, funktioniert die Welt plötzlich ganz anders. So einfach ist die Sache nicht.*

Marx hat einmal gesagt, dass sich jede neue Gesellschaftsform im Schoße der alten vorbereite. Und wir können auch heute beobachten, dass in den auch derzeit existierenden zahlreichen kleinen und großen konkreten Versuchen, sich der herrschenden kapitalistischen Logik zu entziehen, Elemente aufscheinen, die Teile der Vision einer zukünftigen Gesellschaft ohne Ungleichheit, Verteilungskampf, Profitgier und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen antizipieren. Man muß sich nur umsehen, dann findet man eine ganze Menge Beispiele – einige davon werden im Folgenden genannt. Genau genommen, könnten die meisten Menschen gar nicht überleben, wenn sie nicht auf Strukturen außerhalb der kapitalistischen Verwertungslogik zurückgreifen könnten, wie etwa die gegenseitige Hilfe unter Verwandten oder die Nachbarschaftshilfe. Die soziale Lage von immer mehr Menschen wird unter anderem auch deswegen immer prekärer, weil die vom Kapitalismus erzwungene Mobilität und Individualisierung diese gewachsenen, vorkapitalistischen sozialen Netzwerke zerreißen, aber die offiziellen Sozialsysteme dies nicht annähernd kompensieren. Diese können selbst in den „reichen“ Ländern ihre ihnen zugewiesene Funktion, nämlich die durch die Entwurzelung der Menschen durch die erzwungene Mobilität entstandenen „externen Kosten und Risiken“, wie es der Soziologe Abram de Swaan² ausdrückte, abzufedern, zunehmend nicht mehr erfüllen – wenn sie es denn je konnten.

* Der süddeutsche „Arbeiterbund für den Wiederaufbau der KPD“ allerdings hat einen solchen Plan gemacht: „Zur Strategie und Taktik - Ein Versuch, einen strategischen Plan für die westdeutsche Revolution vorzugeben“...

Immer noch und wieder gibt es insulare Versuche, über diese traditionellen Strukturen hinaus solidarisches und egalitäres Zusammenleben zu praktizieren. In Form von Kommuneprojekten verschiedenster Konstruktion, Mietergenossenschaften und auf der Ebene der Erwerbsarbeit in zahlreichen genossenschaftliche Projekten und auch Betrieben in Selbstverwaltung gibt es solche Ansätze. Weltweit sind nach Angaben der ICA (International Co-operative Alliance)³ 800 Millionen Menschen in irgendeiner Form Mitglied von Genossenschaften, darunter auch zahlreiche Betriebe in völliger Selbstverwaltung.

Außerdem gibt es, wie ebenfalls bereits erwähnt, eine Renaissance der Tauschringe und verschiedener Formen des Alternativgeldes. Alle diese Ansätze sind nicht neu und sie haben sämtlich den Nachteil, dass sie etwas ignorieren, was wir bisher nicht näher betrachtet haben. Es handelt sich um die Tatsache, dass derartige nichtkapitalistische Nischen in der Gesellschaft nur solange toleriert werden, wie sie keine wesentliche Gefahr darstellen. In dem Moment, wo sie allerdings für das existierende Gesellschaftssystem bedrohlich erscheinen, werden sie sehr rasch beendet – durch „Aushungern“ oder auch durch direkten Eingriff der Staatsgewalt: Als im Gefolge der 1929er Wirtschaftskrise eine Reihe von Gemeinden in Deutschland, Österreich und der Schweiz – es sollen über 200 gewesen sein – begannen, mit der Einführung eines sogenannten „Freigeldes“ (eine lokale oder regionale Alternativwährung) lokale Wirtschaftskreisläufe in Gang zu bringen, wurde das schlicht verboten.⁴ In dem Abschnitt zur Arbeitszeit haben wir bereits geschildert, wie die britische Regierung auf die Anarchosyndikalistischen reagierte, die sich weigerten, Vollzeit zu arbeiten.

Theodor Adorno hat das Problem mit seinem Satz: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“⁵ in gewisser Weise auf den Punkt gebracht: Das Problem ist nicht nur, dass sich das Individuum oder die Kleingruppe aus naheliegenden Gründen dem ökonomischen wie intellektuellen Austausch mit der „anders tickenden“ Umwelt nicht entziehen kann

und ein „Inseldasein“ im Sinne der Frühutopisten in einer globalisierten Welt nicht möglich ist, sondern auch, dass soziale Experimente, die die herrschende Gesellschaftsordnung in Frage stellen, früher oder später von dieser sanktioniert werden – je nach politischer Verfasstheit und taktischem Kalkül mehr oder weniger frühzeitig und mehr oder weniger gewalttätig.

Dennoch existieren solche Versuche, kleinräumig sozusagen aus der herrschenden Ordnung auszubrechen, und sie sind durchaus von Nutzen als Laboratorien einer zukünftigen Gesellschaft.

Sie können teilweise auch Vorbildcharakter haben für eine Umstellung auf ökologisch sinnvolle Produktion, wie es das Beispiel von Lucas Aerospace in England zeigt, wo vor fast dreißig Jahren die Initiative der Beschäftigten, statt Rüstungsgüter sozial und ökologisch nützliche Produkte herzustellen, von oben rüde gestoppt wurde.

Hinzukommen vorkapitalistische Gesellschaftsstrukturen – und da treffen wir uns mit dem im vorherigen Kapitel zitierten Ossip K. Flechtheim – wie wir sie zum Beispiel in bestimmten indigenen Kulturen vorfinden. In Ecuador hat auf Druck der Indigena-Bewegung ein Passus Eingang in die Präambel der neuen Verfassung gefunden, der das Grundprinzip der indigenen Kultur, das „buen vivir“ (sumak kawzay) als Staatsziel definiert, und am Anfang der Verfassung steht nicht Gott, sondern „Pacha Mama“, Mutter Erde, (wogegen die katholische Kirche sofort protestierte). Das „buen vivir“ ist deshalb keine Floskel, weil es im indigenen Sprachgebrauch eine Bedeutung hat, die weit über die wörtliche deutsche Übersetzung, „gut leben“, hinausgeht.⁶

In Bolivien wurde in Artikel 8 der neuen Verfassung das „gut leben“ in etwas anderer Formulierung (vivir bien, in Aymara: suma qamaña) als ethisch-moralisches Prinzip niedergelegt. Angefügt wurden die Entsprechungen in den anderen wesentlichen indigenen Sprachen: ñandereko (harmonisches Leben), teko kavi (gutes Leben), ivi maraei (Land

ohne Übel) und qhapaj ñan (der edle Weg oder das edle Leben).⁷

Das „buen vivir“ ist all das zusammen, es meint das Leben in harmonischem Gleichgewicht – auch mit der Natur.

All dies ist nicht vergeblich und nutzlos. Es sind einerseits die tastenden Versuche, Wege aus der als unerträglich empfundenen (kapitalistischen) Realität zu finden und andererseits die Kämpfe darum, gewachsene soziale Strukturen gegen die Zerstörung durch das Eindringen der kapitalistischen Ideologie (und ihrer materiellen Gewalt) zu schützen.

Andre Gorz, der in seinem kurz vor seinem Tod erschienenen Sammelbändchen *Auswege aus dem Kapitalismus*⁸ seine Hoffnung auf sich entwickelnde Parallelwelten auch in der Produktion setzt, hat ein Loblied auf derartige „Ausstiegsszenarien“ gesungen.

Aber das reicht nicht aus. Der Kapitalismus und seine Protagonisten, die Banker, Unternehmer, Politiker und sonstigen Profiteure werden nicht zur Einsicht kommen. Dieses menschenfeindliche System wird auch nicht „von innen ausgehöhlt“ werden und fallen wie ein morscher Baum. Es muss schon jemand zur Säge greifen. Und angesichts der geschilderten Dringlichkeit ist es notwendig, dass im Benjamin'schen Sinne die Notbremse gezogen wird.

Das geht aber nur, wenn wir uns nicht darauf beschränken, im obengenannten Sinne kleine Parallelwelten für uns einzurichten, individuelle Ausstiegsszenarien zu erproben und darauf zu hoffen, dass der „Rest der Welt“ von selbst oder durch unser Beispiel zur Einsicht kommen wird. Was wir brauchen, ist eine weltweite Vernetzung und gemeinsame Organisierung aller, die sich in dem in dieser Schrift skizzierten Sinne dem Ziel des Ökosozialismus verbunden fühlen, mit einer klaren gemeinsamen Zielbestimmung. Und dabei sollten nicht die Fragen und Differenzen der Vergangenheit, sondern das gemeinsame Projekt für die Zukunft im Vordergrund stehen. Das ist der Grund, warum sich das Internationale Ökosozialistische Netzwerk ge-

gründet hat, dem Mitglieder aus ganz unterschiedlichen politischen und sozialen Zusammenhängen angehören.⁹

Eine neue Gesellschaft ist immer gegen die Profiteure der alten durchzusetzen. Das Wort Revolution hat für viele einen martialischen, einen gewalttätigen Klang. Aber letztendlich bedeutet es im Wortsinne lediglich, dass das unterste zuoberst gekehrt, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend neu geordnet werden. Dass das geschehen muss, wenn wir die Welt nicht ihren Zerstörern überlassen wollen, ist wohl kaum zu bestreiten. Dass sie nicht freiwillig von Macht und Geld lassen werden, ebenfalls. Und dass sie jetzt bereits ihren Machtapparat aufrüsten, um jeden aufkommenden Widerstand zu unterdrücken, dabei sogar gegen ihre eigenen Gesetze verstoßen, ist offensichtlich. Wir werden sie zu ihrem Glück zwingen müssen – ob das eine gewalttätige Maßnahme sein wird, hängt von ihnen selbst ab.

Der Zug Kapitalismus fährt, stetig beschleunigend, auf den Abgrund des ökologischen Desasters zu. Aber es gibt eine Notbremse – wir müssen sie nur ziehen!

Anmerkungen

1. Haben wir noch eine Chance? – Die Ausgangssituation

- 1 B. Commoner, *Making peace with the planet*, New York Times Book Review, New York 1992
- 2 Ernest Mandel, *Der Spätkapitalismus*, Frankfurt/M. 1972
- 3 http://www.greenpeace.de/themen/chemie/nachrichten/artikel/ausgemustert_wie_elektroschrott_die_aermsten_vergiftet/
- 4 „Elektroschrott in Afrika: Vergiftete Flammen“, in: *Tagespiegel*, 22.10.2008
- 5 „Südafrikas Neuer Goldrausch“, in: *Berliner Zeitung*, 4.11.2006
- 6 Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe, 2005
- 7 S. u. a. Deutschlandfunk, Forschung aktuell, 30.11.2005
- 8 *Süddeutsche Zeitung*, 16.06.2003
- 9 Ian Redmond, *The Impact of Coltan Mining on Gorillas and other Wildlife in Eastern DR Congo*. A Report for the Dian Fossey Gorilla Fund Europe and the Born Free Foundation, 2001
- 10 Katalyse, Institut für angewandte Umweltforschung, Köln: <http://www.umweltlexikon-online.de/fp/archiv/RUBnaturartenschutz/Artensterben.php>
- 11 Greenpeace-Redaktion, 26.10.2002
- 12 „Das spurlose Sterben“, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 12.3.2007
- 13 Alok Jha, „Norway launches global seed bank“, in: *The Guardian*, 19.06.2006
- 14 Julius Kühn-Institut (idw), 28.04.2008
- 15 S. u. a. Gronemeyer, M., „Landwirtschaft und Gentechnik“:
www.aurora-magazin.at/gesellschaft/lw_gronemeyer.htm
- 16 Blume, H.-P., *Handbuch des Bodenschutzes*, ecomed 2005
- 17 *Die Welt*, 17.04.2008

- 18 Forum Umwelt und Entwicklung (Hrsg.), *Ökologische Landwirtschaft – Ein Beitrag zur nachhaltigen Armutsbekämpfung in Entwicklungsländern*, Bonn 2005
- 19 W. Wolf, *Verkehr. Umwelt. Klima*, Promedia, Wien 2009
- 20 Netherlands Environmental Assessment Agency
- 21 3sat, 21.05.2007
- 22 www.viacampesina.org
- 23 Weitere Informationen zu diesem Thema:
www.yasuni-itt.gov.ec

2. Eine neue Welt? – Utopische Gesellschaftsentwürfe von Moses bis James Gurney

- 1 L. Kofler, *Perspektiven des revolutionären Humanismus*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1968, S. 25 f. [Neuausgabe Köln 2007, Neuer ISP]
- 2 S. Brosius, B., „Von Cayönü nach Catal Hüyük 2006“: www.urkommunismus.de
- 3 S. hierzu u. a. Karl Kautsky, *Vorläufer des neueren Sozialismus*, 1. Band, Dietz, Berlin 1920
- 4 Platon, *Politeia*, 473D, in: Platon, *Sämtliche Werke*, Bd.II, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1982
- 5 Platon, op. cit., 415A
- 6 Platon op. cit., 373B f.
- 7 *MEW*, Bd. 3, S.388, Dietz, Berlin (Ost) 1964
- 8 Diodorus Siculus, *Biblioteca historica*, 2.55.1 ff. in: Diodoros, *Griechische Weltgeschichte*, Bibliothek der griechischen Literatur, Hiersemann-Verlag
- 9 Diodorus Siculus, op.cit., 5.41 ff.
- 10 Diodorus Siculus, op. cit., 2.55.
- 11 Kautsky, K., *Vorläufer des neueren Sozialismus*, Bd. 1, J.H.W. Dietz, Bonn 1976
- 12 S. zu diesem Thema Lea, Charles Henry, *Die Inquisition*, Greno, Nördlingen 1985
- 13 Alle folgenden Zitate aus: Th. Morus, *Utopia*, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt/M. 1997
- 14 Campanella, T., *Der Sonnenstaat*, Voltmedia, Paderborn 2007

- 15 Volltext in Englisch beim Projekt Gutenberg: <http://onlinebooks.library.upenn.edu/webbin/gutbook/lookup?num=2434>
- 16 *Gullivers Reisen*. Reisen zu etlichen fernen Völkern der Welt in vier Teilen von Lemuel Gulliver – vormals Schiffsarzt, alsdann Kapitän auf mehreren Schiffen, Manesse, Zürich 2006
- 17 Robert Owen, *Das soziale System*, Reclam Leipzig 1988; erstmals erschienen in *The New Harmony Gazette* 1826/27
- 18 Bruno Schultz, *Robert Owen*, Volk und Wissen, Berlin, o.Jhrg.
- 19 Zit. nach Bruno Schultz, a.a.O.
- 20 F. Engels: „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, in: *MEW*, Bd. 19, Dietz, Berlin (Ost) 1964, S. 195
- 21 Ein Überblick mit Originaltexten findet sich bei J. Höppner, *Von Babeuf bis Blanqui*, Reclam, Leipzig 1975, oder auch bei Karl Kautsky, *Vorläufer des neueren Sozialismus*, J.H.W. Dietz, Bonn 1976, insbesondere Bd. IV.
- 22 E. Bellamy, *Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf das Jahr 1887*; Reclam Verlag, Leipzig 1890, S. 158. Bellamys weit umfangreicherem Nachfolgebuch *Gleichheit* war übrigens nur ein mäßiger Erfolg beschieden.
- 23 W. Morris, *Kunde von Nirgendwo*, Dietz, Stuttgart 1920, Volltext auch im Internet
- 24 J.-P. Proudhon, *Was ist Eigentum?*, zit. nach J. Höppner, a.a.O.
- 25 Robert Owen, *Das soziale System*, a.a.O.
- 26 T. R. Malthus, *Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz*, Gustav Fischer, Leipzig 1924
- 27 E. Callenbach, *Ökoptopia*, Rotbuchverlag, Berlin 1979
- 28 P. M., *Weltgeist Superstar*, Stroemfeld Verlag, Basel 1980; *bolo'bolo*, Paranoia City, Zürich 1982; *Olten, alles aussteigen, oder: Ideen für eine Welt ohne Schweiz*, Paranoia City, Zürich 1990

- 29 Walter G. Neumann: *Revonnah*. liebe und gesellschaft im jahre 2020. eine utopische erzählung, Anares, 1986
- 30 Zit. nach: Schwendter, R., *Utopie*. Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff. Volltext auf: <http://www.nadir.org/nadir/archiv/PolitischeStroemungen/utopie/utopie.html>
- 31 J. Gurney, *Dinotopia*, Heyne, München 1993
- 32 Leßmann, Bernd, *Metamorphosen*, im Selbstverlag, Magstadt 1988
- 33 S. den Überblick bei: Holland-Cunz, Barbara, *Utopien der anderen Subjekte*. Geschlechterverhältnis, Naturverhältnis und nicht-teleologische Zeitlichkeit, in: Saage, Richard (Hg.), *Hat die politische Utopie eine Zukunft?*, Darmstadt 1992
- 34 Zit. nach: Holland-Cunz, Barbara, a.a.O.
- 35 U. K. LeGuin, *Winterplanet*, Heyne, München 1981
- 36 Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte*. Wo stehen wir?, München 1992
- 37 Leo Kofler, *Perspektiven des revolutionären Humanismus*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1968, S. 24

3. Ist Karl an allem schuld? – Marx, Engels und die Ökologie

- 1 E. Bloch, op. cit., a.a.O.
- 2 Malthus, op.cit.
- 3 H. Grossmann, „Die Änderung des ursprünglichen Aufbauplans des Marx’schen ‚Kapital‘ und seine Ursachen“, in: *Aufsätze zur Krisentheorie*, Neue Kritik, Frankfurt/M. 1971
- 4 M. Löwy: „Destruktiver Fortschritt. Marx, Engels und die Ökologie“, in: *UTOPIE kreativ*, H. 174 (April 2005), S. 306-315
- 5 Friedrich Engels: „Dialektik der Natur“, in: *MEW*, Bd. 20, Dietz, Berlin (Ost) 1974, S. 452-453;
- 6 *MEW* Ergänzungsband, 1. Teil [neue Bandzählung: Bd.40], Dietz, Berlin (Ost) 1968, S. 516
- 7 *MEW* Ergänzungsband, 1. Teil , Dietz, Berlin (Ost) 1968, S. 536

- 8 Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, Neuaufgabe, EVA, Hamburg 1993
- 9 *MEW* Bd. 20, Dietz, Berlin (Ost) 1968, S. 455
- 10 *MEW* Bd. 20, S. 454
- 11 *MEW* Bd. 25, Dietz, Berlin (Ost) 1979, S. 828
- 12 *MEW* Bd.3, Dietz, Berlin (Ost) 1969, S. 60
- 13 *MEW* Bd.3, S. 69
- 14 *MEW* Bd. 2, Dietz, Berlin (Ost) 1972, S. 225-506
- 15 *MEW* Ergänzungsband, 1. Teil, Dietz, Berlin (Ost), 1968, S. 513
- 16 Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1959, S.724 ff.

4. Ökologie und Realsozialismus

- 1 Teilweise anonymes Autorenkollektiv, *Die Bibel*, Württembergische Bibelanstalt Stuttgart, 1964, Moses 1,28
- 2 G. Ropohl, „Technik als Gegennatur“, in: G. Großklaus/E. Oldemeyer, *Natur als Gegenwelt*, Karlsruhe 1983, zit. nach Holz, Hans Heinz, „Historischer Materialismus und ökologische Krise“, in: *Ökologie – Naturaneignung und Naturtheorie*, Pahl Rugenstein, Köln 1984
- 3 Frank Uekötter, „Perspektiven einer Weltgeschichte des landwirtschaftlich genutzten Bodens“, in: Bernd Herrmann (Hrsg.), *Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2004-2006*, Universitätsverlag Göttingen
- 4 Eva-Maria Stolberg, „Der Aralsee, die Zerstörung eines orientalischen Märchens“, in: *Eurasische Zeitschrift*, Nr. 08/04
- 5 S. *UNEP- Atlas of our changing environment*, Aral Sea
- 6 Ein Überblick zur Geschichte des Aralsees findet sich in: Renè Letolle/Monique Mainguet, *Der Aralsee. Eine ökologische Katastrophe*, Springer, 1996.
- 7 Jürgen Salay, „The Soviet union river diversion project: from plan to cancellation 1976-1986“, Uppsala Universität 1988

- 8 Shores A. Medwedjew, *Der Fall Lyssenko*. Eine Wissenschaft kapituliert, Hoffmann und Campe, Hamburg 1971
- 9 Dirk van Laak, *Weißer Elefanten*. Anspruch und Scheitern technischer Großprojekte, DVA, Stuttgart 1999
- 10 Komarow, B., *Das große Sterben am Baikalsee*, Rowohlt, Reinbek 1979, S. 83f.
- 11 *MEW* Band 4, Dietz, Berlin (Ost) 1974, S. 361-380

5. Die Jagd nach dem Profit – Kapitalismus und Ökologie

- 1 Deutsche Welle vom 14.10.2009
- 2 Welt online, 15.10.2009
- 3 Hermann Knoflacher, Klaus Woltron und Agnieszka Rosik-Kölbl (Hg.), *Kapitalismus gezähmt? – Weltreligionen und Kapitalismus*, Echomedia Verlag, Wien 2006
- 4 Knoflacher et al., op.cit., S. 166
- 5 Der folgende Abschnitt ist eine stark gekürzte und veränderte Fassung des Essays „Zeit, Beschleunigung, Krise und Klimawandel“ in: *Inprekorr*, Nr. 456/457, 2009
- 6 Rifkin, J., *Uhrwerk Universum*, Kindler, München 1988, S. 253
- 7 Bourdieu, Pierre, *Sozialer Sinn*. Kritik der theoretischen Vernunft, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1993
- 8 Rosa, Hartmut, *Beschleunigung*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 2005
- 9 Vgl. hierzu: Mandel, E., *Der Spätkapitalismus*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1972, insbes. S. 459 ff.
- 10 „Das Kapital“, Bd. III, in: *MEW*, Bd. 25, Dietz, Berlin (Ost) 1983, S. 80
- 11 Quelle: IPCC-Bericht
- 12 „International Maritime Organisation – 2. Studie über Treibhausgase“, Juli 2009, http://www.imo.org/home.asp?topic_id=1737

6. Ökosozialismus – aber wie?

- 1 W. Harich, *Kommunismus ohne Wachstum?* Babeuf und der »Club of Rome«. Sechs Interviews mit Freimut Duve und Briefe an ihn, Rowohlt, Reinbek 1975
- 2 W. Harich, op.cit.,S.181
- 3 W. Harich, op.cit.,S.181
- 4 I. Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Vierte Auflage, Riga bei Johann Friedrich Hartknoch, 1797, S. 17
- 5 Hans Jonas, *Das Prinzip Verantwortung: Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*, Frankfurt/M. 1979
- 6 I. Illich, Deschooling Society, Harper and Row, New York 1971
- 7 Jörg, H./Zillgen, H. (Hrsg.), *Freinet, Célestin: Pädagogische Werke*, Schöningh, Paderborn 1998
- 8 „My Pedagogic Creed by John Dewey School“, Journal vol. 54 (January 1897), S. 77-80, auf: <http://dewey.pragmatism.org/creed.htm>
- 9 Hélène Leenders, *Der Fall Montessori*. Die Geschichte einer reformpädagogischen Erziehungskonzeption im italienischen Faschismus, Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2001
- 10 *Schaffendes Schulvolk – Film in der Schule*. Die Tiefenseer Schulschriften (Hrsg. v. Wolfgang Klafki u.a.), Beltz, Weinheim/Basel 1993
- 11 A. S. Neill, *Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung*. Das Beispiel Summerhill, Rowohlt, Reinbek 1969
- 12 ZAW-Pressemeldung vom 6.2.2008
- 13 Max Weber, „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, in: M. Weber, *Religion und Gesellschaft*, Zweitausendeins, o. Jhr., S. 46
- 14 *MEW*, Bd. 23, S. 11-802, Dietz, Berlin (Ost) 1962, insbes. S.279ff.
- 15 A. Gorz, op. cit., S. 47
- 16 Zit. nach A. Schmidt, op. cit., S. 145
- 17 Th. Morus, op. cit., a.a.O.
- 18 S. hierzu Andre Gorz, op. cit., a.a.O.

- 19 *MEW* Bd. 19, Dietz, Berlin (Ost) 1973, S. 195
- 20 S. hierzu u. a.: Martin Nicolaus, *Entenhausen – Fiktion oder Realität*, Studienarbeit Technische Universität Braunschweig, Institut für Bau- und Stadtbaugeschichte, Wintersemester 2000/2001
- 21 Scherer/Vilmar (Hrsg.), Projektgruppe: Ein alternatives Sozialismuskonzept: Perspektiven des Ökosozialismus, Typoskript, Freie Universität (FU), Berlin, 1983

7. Fünf nach oder fünf vor zwölf?

- 1 W. Benjamin, *Gesammelte Schriften*, , Suhrkamp, Frankfurt/M. 1972-1999 , Bd V/2, S. 1232
- 2 S. Abram de Swaan, *Der sorgende Staat*, Campus, Frankfurt/M. 1993
- 3 <http://www.ica.coop/coop/statistics.html>
- 4 S. u. a.: Wolfgang Broer, *Schwundgeld*. Bürgermeister Michael Unterguggenberger und das Wörgler Währungsexperiment 1932/33. Studien-Verlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2007
- 5 Adorno, Th. W., „Minima Moralia“, I, 18, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Suhrkamp, Frankfurt/M. 2003, S. 19
- 6 S. u. a.: Klaus Meschkat, Verfassungsprozesse und soziale Konflikte in den Andenländern: neue Entwicklungen in Bolivien und Ecuador (Volltext auf: http://www.boell.de/downloads/demokratie/Verfassungsprozesse_Bolivien_Ecuador_Meschkat.pdf)
- 7 Informationen teilweise entnommen aus: Muruchi Poma, „Das Wirtschaftsmodell Boliviens“, in: *Quetzal*-Online Magazin 5/2009
- 8 A. Gorz, *Auswege aus dem Kapitalismus*, Rotpunktverlag, Zürich 2009
- 9 Texte des Netzwerks finden sich auf: <http://www.ecosocialistnetwork.org/>

Glossar

boreal: Der boreale Wald, auch boreale Nadelwaldzone genannt, ist die nördlichste Vegetationszone der Erde, in der das Wachstum von Wäldern noch möglich ist. Dieser Waldtypus existiert daher ausnahmslos auf der Nordhalbkugel. Die Waldform wird in Nordeurasien auch Taiga genannt.

Chiliasmus: Im ursprünglichen Sinn bezeichnet der Begriff den Glauben an die Wiederkunft Jesu Christi und das Aufrichten seines tausend Jahre währenden Reichs. Der Begriff wird auch allgemeiner als Bezeichnung für den Glauben an das nahe Ende der gegenwärtigen Welt, manchmal verbunden mit der Erschaffung eines irdischen Paradieses, verwendet, also als Heilserwartung.

Dioxin: Polychlorierte Dibenzop-dioxine und Dibenzofurane sind zwei Gruppen von ähnlich aufgebauten organischen Chlorverbindungen. Sie werden allgemein unter dem Label „Dioxine“ zusammengefasst und entstehen als Nebenprodukte bei der Herstellung organischer Chlorverbindungen. Sie sind hochgiftig, krebserregend und werden in der Natur, wenn überhaupt, nur sehr langsam abgebaut.

Methan: Methan ist ein farb- und geruchloses Gas, das einen 20- bis 30fach stärkeren Treibhauseffekt hat als Kohlendioxid und vor allem bei Fäulnisprozessen entsteht. 70% der weltweiten mikrobiellen Methanemissionen gehen auf menschliche Aktivitäten zurück, davon 39% auf die Massentierhaltung und 17% auf den Nassreisanbau.

Nacktsamer: Nacktsamige Pflanzen oder Gymnospermen sind Samenpflanzen, deren Samen nicht in einen Fruchtknoten eingeschlossen sind. Heute artenreich und weitverbreitet sind nur noch die Nadelholzpflanzen mit über 350 Arten.

Permafrost: Bedeutet permanent gefroren. Permafrostboden ist Boden, Sediment oder Gestein, das in unterschiedlicher Tiefe und Mächtigkeit unter der Erdoberfläche

mindestens zwei Jahre ununterbrochen Temperaturen unter dem Gefrierpunkt aufweist. Das Auftauen dieser Böden produziert nicht nur geologische Probleme wie Erdrutsche etc., sondern es werden dadurch auch im Frost gebundene Treibhausgase frei, bzw. es entsteht durch Versumpfung in großen Mengen Methan.

SUV: Sports Utility Vehicle, großes Auto mit Vierradantrieb wie z. B. der BMW X 3.

Ernest Mandel bei ISP

Ernest Mandel

Die langen Wellen im Kapitalismus

Eine marxistische Erklärung

2. Aufl. 1987, 130 Seiten, Euro 8,50

Ernest Mandel

Macht und Geld

Eine marxistische Theorie der Bürokratie

2000, 318 Seiten, gebunden, Euro 21,50

Ernest Mandel

Marxistische Wirtschaftstheorie

Schriften 1

2007, 818 Seiten, gebunden, Euro 49,80

Ernest Mandel

Oktober 1917 – Staatsstreich oder soziale Revolution?

Zur Verteidigung der Oktoberrevolution

1992, 167 Seiten, Euro 12,50

Ernest Mandel

Der Zweite Weltkrieg

mit einem Anhang zur dt. Ausgabe: „Zum Historikerstreit“

1991, 245 Seiten, Euro 17,50

Über Ernest Mandel

Gilbert Achcar (Hg.)

Gerechtigkeit und Solidarität

Ernest Mandels Beitrag zum Marxismus

2002, 272 Seiten, Euro 18,00

Neuer ISP Verlag

Belfortstr. 7, D-76133 Karlsruhe

Tel.: (0721) 3 11 83

e-mail: Neuer.ISP.Verlag@t-online.de

www.neuerispverlag.de

